D
550
W4

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·

Kurland und die Dünafront

Von Fritz Wertheimer

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart und Berlin

Kurland und die Dünafront

Digitized by Google

Von Fritz Wertheimer erschienen früher im gleichen Verlage:

Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen. Mit 40 Abbildungen. 4. Auflage.
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Von der Weichsel bis zum Onjestr. Neue Kriegsberichte. Mit 24 Abbildungen und 1 Kartenskizze. 3. Auflage.
Geheftet M 2.—, gebunden M 3.—

Kurland und die Dünafront

Von

Fritz Wertheimer

Mit 24 photographiſchen Aufnahmen, einer Karte und einem Umſchlagbild von Karl Kayſer-Eichberg

UNIV. OF CALIFORNIA

Deutſche Verlags-Anſtalt
Stuttgart und Berlin 1916

D550
W4

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1916
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Bremer Library

Inhaltsangabe

Seite

I. An der Dünafront 9
1. Vor Dünaburg 9
2. Die Kämpfe um Illurt 18
3. Zwischen Friedrichstadt und Jakobstadt 25
4. Vor Riga 30
5. Am Rigaischen Meerbusen 34
6. Bei Hindenburg und Ludendorff 41
II. Kurische Städtebilder 47
1. Etappenstation Bauske 47
2. Mitau 54
3. Von Tuckum nach Talsen 64
4. Windau 75
5. Goldingen 85
6. Libau 89
III. Wirtschaftspolitik und Nationalitätenfrage in Kurland 99
1. Russen, Deutsche und Juden 99
2. Die Landesverwaltung und die Letten 107
3. Gutsherr, Bauer und Knecht 119
4. Die deutsche Kolonisation 127
5. Verwaltung Kurland 135

M423047

Vorwort

Wiederum darf ich die für die „Frankfurter Zeitung" geschriebenen Kriegsberichte zu einem Bande vereinigen, der von dem treuen Geiste und der unerschütterlichen Tapferkeit unserer Truppen im Osten erzählen soll. Der Zweck früherer Berichte und der beiden ersten Bände war, den in der Heimat Zurückgebliebenen von den Leistungen und Stimmungen der Truppen zu sprechen, einen inneren Zusammenhang zu schaffen zwischen den Soldaten an der Front und den Kämpfern in der Heimat.

Das Ziel dieses dritten Bandes ist etwas weiter gesteckt: er soll in der deutschen Heimat Interesse wecken für uraltes deutsches Kolonialland, das hoffentlich nicht länger in den Händen russisch-asiatischer Unkultur verbleiben wird. Man weiß bei uns leider wenig mehr von den Kämpfen der deutschen Ordensstreiter, wenig von ihrem Werk und von ihren Nachfolgern. Möchten diese Berichte dazu beitragen, wieder ein Band zu knüpfen zwischen einem starken, stolzen und tapferen deutschen Kolonialvölkchen, das für sein Deutschtum viel gestritten und Unendliches gelitten hat, und zwischen ihrer deutschen Heimat. Das wäre mir eine tiefe Befriedigung, und es sollte mein Dank an die vielen kurländischen Bekannten und Freunde sein, die mich mit offenen Herzen allüberall in ihrem Gottesländchen aufnahmen.

Goldingen, Ende Dezember 1915.

Dr. Fritz Wertheimer

Die dem Buche beigegebenen Photographien sind mit meinem Zeiß'schen Universal-Palmos mit Tessarlinse aufgenommen, der mir im ganzen Feldzug, wie auch auf früheren Reisen in China und Japan ein treuer Begleiter war.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

I. An der Dünafront

1. Vor Dünaburg

Nowo-Alexandrowsk, Ende Oktober.

Der Begriff eines Brückenkopfes schwankt etwas im modernen Kriege, und er entfernt sich von seinem Ursprung, dem Fluß und der darüber führenden Brücke, oft recht erheblich. So hier vor Dünaburg, wo die Russen einen großen Brückenkopf vorläufig noch fest in ihrer Hand haben. Bei klarem Wetter kann man die regelmäßige Anlage der Dünafestung mit ihren noch erhaltenen altertümlichen Wallanlagen gut sehen. Aber es sind von unseren vordersten Schützengräben bis zum Dünaufer doch noch gute 15 Kilometer, und was dazwischen liegt, das ist ein Brückenkopf, wie er selbst die weiteste bisherige Auslegung dieses Begriffes übersteigt. Sümpfe, Seen, Wälder, Hügel und Kuppen charakterisieren das Gelände. Wenn man in die Karte mit der roten Farbe, die den Feind bezeichnet, alle Stellungen, Gräben und Anlagen eintragen wollte, dann würde der ganze Sektor dieses Brückenkopfes völlig rot aussehen. Das ungeheure Menschenmaterial, das den Russen immer noch zur Verfügung steht, gestattet ihnen, beliebig viel Stellungen auszuheben und alle diese Stellungen dicht zu besetzen. Alles Russische zeichnet sich in erster Linie durch die Quantität, durch das Massenhafte aus. Unserer Qualität gelingt es doch immer wieder, durch geschickte Zusammenziehung größerer Mengen an bestimmten Punkten, dann aber vor allem durch die Leistungen unserer Truppen diesen großen Vorteil des Gegners auszugleichen. Wenn nun auch die Verluste der Russen ins Riesenhafte wachsen, so kann und muß

man doch immer wieder der Zähigkeit und Hartnäckigkeit dieſes ſtets geſchlagenen, ſtets zurückgeworfenen und doch immer wieder tapfer anſtürmenden Gegners die Achtung nicht verſagen. Und nur wenn man den Gegner achtet und anerkennt, ſtellt man die eigenen Leiſtungen in den richtigen Rahmen. Was Oſtpreußen, Rheinländer und ſchleſiſche Landwehrleute hier oben ſeit Wochen geleiſtet haben — in aller Stille, während die weſtlichen Kämpfe und die neuen ſerbiſchen Operationen das volle Intereſſe der Welt feſſelten —, das verdient einmal kurz im Zuſammenhang dargeſtellt zu werden, denn ſie haben mit der ſtählernen Mauer im Weſten und neben ihr auch ihren großen Anteil am ſchönen ſerbiſchen Erfolge, weil ſie einen überlegenen Feind ſchlugen und ihre Stellungen heldenhaft gegen die Maſſe des Anſturms hielten. Hätte auch nur an einer Stelle der Dünafront der Ruſſe ernſtlichen Erfolg bei einem Durchbruch zu erzielen vermocht, der ganze ſerbiſche Siegeszug wäre damit in Frage geſtellt worden.

Anfang Juli begann die große kurländiſche Offenſive, die mit der Einnahme Mitaus zu einem vorläufigen Abſchluß führte. Nach kurzer Ruhepauſe zogen die Truppen des Armeekorps, um deſſen Leiſtungen es ſich hier vorwiegend handelt, von Poniewiez aus nach Südoſten als äußerſter rechter Flügel der Njemenarmee, die ſich von Skopiſchki bis Kowarſk an die Swjenta heranſchob und deren weſtliches Ufer, wie das ihres Nebenfluſſes, der Jara, von den Ruſſen ſäuberte. Unter dem Schutze dieſes Armeeflügels ſammelten ſich damals die Kräfte der Armee Eichhorn, die dann überraſchend in Richtung Wilkomierz vorſtießen und dieſe wichtige Stadt einnahmen. Die Ruſſen hatten damals keine ſehr ſtarken Verbände im Norden ſtehen. Ihre Hauptmacht ſtand in und um Wilna, wo ſie unſere Linien zu durchbrechen gedachten und Ende Auguſt, Anfang September auch in ſtarken Angriffen vorſtießen. Der an der großen Straße nach Dünaburg bis zur Wirinka vorgebogene Flügel fand alſo von Ruſſen nur Kavallerie und kleinere infanteriſtiſche Verbände vor und kam verhältnismäßig leicht voran bis Leljuny. Dort erkundete man das

ſchwer überſehbare, wellige Gelände und erkannte eine ſtarke ruſſiſche Stellung an der ſchmalen Seenkette von Antalogi. Nun bog man ſofort rechts und links von der großen Straße zu einer beiderſeitigen Umgehung dieſer Stellung aus. Die Ruſſen hatten raſch Verſtärkungen herangeworfen, aber ein einziges Jägerbataillon überrannte in unwiderſtehlichem Anſturm bei Stebalunki ihre Schanzen und rollte dadurch die ganze Seenbefeſtigung auf. 800 Gefangene waren das Ergebnis dieſer kühnen Tat, und es wären noch mehr geworden, hätte nicht die Dunkelheit den geländekundigen Ruſſen das Entwiſchen erleichtert. Sofort wurde die Verfolgung eingeleitet; die Ruſſen kamen bei Uzjany gar nicht erſt zum Stehen, wo ſie wieder eine neue ſtarke Stellung auf einem Hügelzug vorbereitet hatten. Am 11. September wurde ſogar noch Dawgeli erreicht. Bis zu dieſem Tage hielten die Ruſſen an der Front weiter nördlich an der Swjenta noch hartnäckig ſtand. Als aber nun eine deutſche Umfaſſungstruppe von Dawgeli nach Norden, nach Antolepty umbog und von da wie von Wileika aus auf beiden Ufern der Swjentaja in Richtung auf Duſjaty vorſtieß, da verſuchte das dritte ruſſiſche Korps einen eiligen Rückzug. Er mußte ſüdlich einer großen Seenplatte über dieſes Städtchen Duſjaty ſich bewegen und wurde hier gerade noch von unſeren in nächtlichen Eilmärſchen herangezogenen Truppen gefaßt. Der Rückzug artete in eine regelloſe verluſtreiche Flucht aus. Daß das Korps überhaupt noch davonkam, verdankte es nur ſeinen ausgeruhten Beinen; immerhin ließ es noch über 2200 Gefangene in Duſjaty zurück. Ein um $6^1/_2$ Uhr abends ausgegebener ruſſiſcher Diviſionsbefehl über den ſofortigen Rückzug war ſchon nach vier Stunden in unſeren Händen und orientierte uns freundlich über die von jener Diviſion zu beziehenden, abermals vorbereiteten Stellungen. Sie liefen in doppelter Linie zwiſchen dem Tſchitſchiry- und Owileſee und dann herunter über die Dünaburger Straße zum Samawaſee, lehnten ſich dann wieder an das öſtliche Ufer der Swjentaja an bis zum Lodſiſee. Seit drei Monaten war an dieſer Stellung

gearbeitet worden. Ein englischer Oberst hatte sie bereist und für uneinnehmbar erklärt. Jedenfalls, so hatte ihm der russische Oberbefehlshaber erwidert, halten wir sie mindestens vier Wochen! Und zu dieser Hoffnung hatte er einige Berechtigung. Denn wir mußten feststellen, daß zum größten Teil Sümpfe vor unserer Front lagen und daß auf eine Frontbreite von 30 Kilometern ein einziger fest begehbarer Angriffsstreifen von etwa 1200 Metern kam! Deshalb marschierte die zum Durchbruch angesetzte Division auch am 14. September zunächst nach Süden, zur Landstraße. Hier drängte sie zwar die noch in Vorstellungen liegenden Russen zurück und warf sie bei Schunelki in ihre Hauptstellungen hinein, sie erkannte aber sofort, daß diese Stellung erst recht nicht zu nehmen sein werde. Denn hier waren Unterstände, die selbst unseren schweren Mörsern trotzen konnten. Zudem gab es hier zwischen den endlosen Sümpfen nur gangbare Streifen von 200 bis 300 Metern Breite, die keine Entwicklung von Angriffstruppen gestatten. Man kam also zu dem Entschlusse, hier nur mit einiger Artillerie zu demonstrieren und ein paar Scheinangriffe zu machen. Später stellte man aus den russischen Hauptquartiersberichten fest, daß der Schein glänzend gewahrt wurde: „starke deutsche Angriffe" zwischen Owile- und Samawasee wurden abgewiesen, hieß es da vom 15. und 16. September! Derweilen zogen die eigentlichen Angriffstruppen der Division wieder gen Norden; der Transport der schweren Geschütze war in diesem morastigen Gelände keine Kleinigkeit, namentlich da er den an den klaren sichtigen Herbsttagen sehr eifrigen russischen Fliegern unter allen Umständen verborgen bleiben mußte. Alles gelang prächtig. Am Morgen des 17. September lenkte ein breitfrontiger Scheinangriff die Aufmerksamkeit der Russen auf das Gebiet um die Dünaburger Straße, wo sie unseren Durchbruch auch tatsächlich erwarteten, und am Nachmittag gelang nach dreistündiger Artillerievorbereitung an drei Stellen zwischen Tschitschiry- und Owilesee der Durchstoß. Immer noch nicht wollte der Russe an den Ernst der Situation glauben; noch am 18. September hielt er

bei Schunelki zähe fest. Als aber oben die ganze Division durch das Loch schlüpfte und sich zum südwärts gerichteten Marsch nach Nowo-Alexandrowsk anschickte, und als auch das Nachbarkorps durchrückte, um die Stellung nach Norden hin aufzurollen, da gab der Russe am 19. September, um 7 Uhr abends, den Befehl zum Rückzug, und schon um 8 Uhr waren wir dank der Aufmerksamkeit unserer Aufklärung im Besitz der Stellungen. Auch Nowo-Alexandrowsk fiel ohne Kampf in unsere Hand.

Abermals stand man vor einer neuen starken russischen Stellung. Sie benutzte von Smelina aus eine kleine Seenkette nach Norden hin und verlief nach Süden bis Bahnhof Türmont. Bei Nowaja wurde sie angefaßt, wieder unter lebhaften Angriffsdemonstrationen an anderen Teilen der Front, so daß die Russen bis zuletzt über unsere eigentliche Einbruchsstelle im unklaren waren. Rasch drang man weiter vor, aber während in der Nacht die Landwehr eben dabei war, Stellungen zu schaffen und sich etwas „einzubuddeln", überraschte sie ein starker russischer Gegenstoß. Es blieb gar nicht erst Zeit, die Gewehre aufzunehmen, die Russen waren leise wie die Katzen, ohne einen Schuß abzugeben, schon in unsere Gräben gekommen, und so mußte die schlesische Landwehr mit Schippe und Spaten in diesem Nachtkampfe sich ihrer Haut wehren. Das besorgte sie gründlich. Trotzdem holten sich die Russen am 22. September bei hellem Tage noch einmal blutige Köpfe. Die nächste russische Stellung fand sich diesmal schon nach 1000 Metern bei Kurzum und am Lawkessisee. Als man am 23. September abermals einen russischen Angriff abgeschlagen hatte, wartete die Infanterie das Ende der geplanten Artillerievorbereitung gar nicht ab, bat um Einstellung des eigenen Feuers und stürmte die Stellung schon eine Stunde vor der dafür festgesetzten Zeit. Auch eine zweite dicht dahinterliegende Linie wurde gleich miterledigt, so daß man an eine dritte Grabenreihe gelangte, die von Medtum südöstlich bis Gateni und Grenztal sich zog. Hinter dieser gleichfalls genommenen Stellung stehen wir nun seit einigen Wochen. Man

mußte den hart angeſtrengten Truppen ein Ausruhen gönnen, zudem hatten die Ruſſen inzwiſchen an Menſchen hierhertransportiert, was nur eben verfügbar ſchien. Und nun begann eine Periode ruſſiſcher Angriffe, eine Zeit wilden, verzweifelten Anlaufens gegen unſere von Tag zu Tag ſtärker ausgebauten Linien. Den Durchbruch, der ihren weſtlichen Freunden in der Champagne als Ziel geſteckt war, ſollten die Ruſſen vor Dünaburg machen, um nach gemeinſamem Kriegsplan unſere Front in Oſt und Weſt gleichzeitig ins Wanken zu bringen. Im Weſten trafen ſolche Angriffe auf unſere glänzend vorbereiteten Stellungen. Hier im Oſten aber gab es zunächſt nicht einmal ein Drahthindernis vor unſerer Front. Und mit welchen Kräften, mit welcher Todesverachtung griffen die Ruſſen an! Nach kurzer Kampfpauſe, die wir in der Gegend des Dryſwiatyſees zu kleinen Ausbeſſerungen unſerer Linienführung benutzten — im übrigen griffen wir hier ſelbſt nicht mehr an, und alle ruſſiſchen gegenteiligen Meldungen ſind unrichtig —, begann das Stürmen am 10. Oktober bei Medtum. Als wir am nächſten Morgen eine kleine Feldwache etwas nach vorn verlegten, mußte ſie an einem Fleck erſt 400 tote Ruſſen beerdigen, um Platz zu ſchaffen! Die nächſten Tage brachten je zwei bis drei Angriffe nach ſtärkſter Artillerievorbereitung, wie man ſie in dieſem ganzen Kriege von den Ruſſen noch nicht erlebt hatte. Anſcheinend war gerade ein neuer japaniſcher Munitionszug angekommen, und man verſchwendete reichlich, was man hatte. Der Haupttag der Artillerieſchlachten war der 14. Oktober, das Ziel diesmal Gateni und Grenztal. Unſer vorderſter, vollkommen verſchütteter Graben wurde, da er im ruſſiſchen Flankenfeuer lag, geräumt, aber die Front ſelbſt wich und wankte nicht. Berge ruſſiſcher Toten häuften ſich zu einem ſtarken natürlichen Hindernis. Der 14. Oktober brachte vier ſtarke Infanterieangriffe, der 15. deren ſechs. Die Ruſſen liefen in Zugfront und 24 Gliedern Tiefe, alſo in dichten Maſſen an. Am 16. Oktober flauten die Angriffe auf nur mehr drei ab. Einer kam bis in unſere Gräben, aber die

eingedrungenen 300 Mann wurden mit ihren Maſchinengewehren bei einem ſofort angeſetzten Gegenſtoß gefangengenommen. Am 17. Oktober war mit fünf Angriffen der ſchwerſte Tag. Die Ruſſen hatten Befehl, unter allen Umſtänden durchzudrücken, und rannten immer und immer wieder an, in ſo dichten Maſſen, „daß man eben gar nicht alle totſchießen konnte", wie unſere Infanteriſten ſagten. Was in unſere Gräben kam, wurde niedergemacht. Am 18. Oktober war Ruhetag, und als am 19. Oktober die Sibirier nochmals angreifen ſollten, da — — gingen ſie nicht mehr vor. Nun begannen ſie freiwillig zu uns zu kommen. Wir erleichtern ihnen das nicht, und ſie beklagen ſich auch bitter darüber, daß wir auf ſie ſchießen, wenn ſie ſo aus der Ferne ankommen, während unſere Infanteriſten doch nicht ohne weiteres wiſſen können, ob ſie angreifen oder überlaufen wollen. Sie haben es wirklich ſchwer, die Ärmſten; wenn ſie nicht zu Patrouillengängen vorwollen, ſtehen hinter ihnen ihre Offiziere mit geſpannten Revolvern, und auch bei uns blüht ihnen kein roſiger Empfang. Und doch kommen ſie ſo gern! Jüngſt erſchien eine ganze Kompagnie mit Führer und Feldwebel, allerdings nur noch zwanzig Mann ſtark. Das ſcheint jetzt die Durchſchnittszahl zu ſein. Die Häuſer liegen ſo voll von Verwundeten, ſo berichten die Überläufer, daß ein großer Teil der Ärmſten im Freien liegen muß. Die Verluſte ſcheinen entſetzlich geweſen zu ſein. Auch wir haben natürlich in all den Tagen ſchwerſten Artilleriefeuers nicht geringe Einbußen gehabt, aber ſie ſtehen doch in gar keinem Verhältnis zu denen der Ruſſen, die das Sechs- und Achtfache verloren. Mit den hier hauptſächlich verwandten Truppen, dem 4., dem 14., dem 6. ſibiriſchen Korps und der 1. Schützenbrigade, iſt nicht mehr viel Staat zu machen. Nun wechſeln ja die Ruſſen Regimenter, deren moraliſche Widerſtandskraft ſie ſchwinden fühlen, häufig aus und löſen ſie ab, aber ob dieſe Truppen dann hinter der Front günſtig wirken, das ſteht dahin. —

Die Ruſſen haben in all dieſen Kämpfen an ſchwerem Geſchütz und an Geſchoßmaterial keinen Mangel gehabt. Selbſt

ihre Flieger waren außerordentlich tätig, und einer belegte hier das so idyllisch zwischen den Seen gelegene Nowo-Alexandrowsk mit zehn Bomben. Nur das Holzhaus einer Telegraphenzentrale wurde getroffen und, da ein russisches Blockhaus keinen allzufesten Widerstand bietet, zertrümmert. Jedoch die Ecke mit dem Klappenschrank blieb wunderbarerweise unversehrt, und an den Apparaten saßen ungestört und ungetroffen die tapferen Telephonisten und arbeiteten weiter, während draußen ein deutsches Kampfflugzeug den russischen Apparat mit dem französischen Motor und dem englischen Maschinengewehr treffsicher herunterschoß. Fliegerstückchen werden hier viel erzählt. So das von einem russischen Flieger. Er tauchte plötzlich über einem deutschen eine Batterie einschießenden Kollegen auf und warf eine Bombe auf ihn. Der Deutsche entging ihr durch eine geschickte Wendung, und das Geschoß platzte mitten — in der russischen Batterie. Am nettesten aber ist die wahre Geschichte von dem deutschen Flieger, der in Wilna in einem Laden eine Joppe kaufen wollte und dem der Besitzer erzählte, der russische Führer, General Evert, habe bei ihm eine Hose bestellt und auch schon bezahlt, ob es nicht einen Weg gebe, sie ihm zuzustellen. „Geben Sie sie nur mit," war die Antwort, und beim nächsten Erkundungsflug bekam der General seine Hosen mit quittierter Rechnung und freundlichem Begleitschreiben, — wenn sie ihm nicht vom Finder unterschlagen wurden.

Ganz besonders schwer für unsere Truppen waren die Kämpfe bei der Schwierigkeit des Nachschubs. Zwar befand sich die große Straße Wilkomierz—Dünaburg in gutem Zustande, aber sie hatte gar viele Truppen zu versorgen, und die vollspurigen Bahnen waren von den Russen auf lange Zeit zerstört. Das Gelände war für die Verteidigung denkbar günstig. Selbst im vordersten Graben konnte unser Artilleriebeobachter kaum 100 Meter bis zur nächsten Bodenwelle übersehen, und nur der trefflichen Fliegeraufklärung und der hohen Schußsicherheit der Artillerie ist der Erfolg zu verdanken. Ich sah eroberte russische Stellungen, die

In den Wäldern vor Dünaburg; ruſſiſcher Unterſtand

Ruſſiſcher Verhau aus entlaubten Baumkronen vor Dünaburg

Digitized by Google

Gut Schloßberg bei Illurt

Köhlertruppe in den Wäldern vor Dünaburg

hinter schützenden Seenplatten und Waldrändern glänzend gewählt waren. Rücksichtslos waren ganze Wälder niedergelegt, um freies Schußfeld zu haben. Es gab da breite Drahtverhaue, stark eingedeckte Unterstände, dem Gelände prächtig in der Maskierung angepaßte Deckungen — das Ganze schien uneinnehmbar. Wenn aber unsere Artillerie den Waldrand befunkte und Dutzende von Bäumen, mächtigen Tannen und Kiefern, splitterten und krachend über die eigenen Gräben stürzten, dann war der Aufenthalt in diesen Waldstellungen doch recht ungemütlich, und die Russen hielten psychisch den Angriffen nicht lange stand. Hier und da gelang uns auch gerade in dem schwer übersehbaren Sumpf-, Seen- und Waldgelände eine schöne Überrumpelung. So erhielt dieser Tage vor versammeltem Bataillon ein einfacher Musketier das Eiserne Kreuz erster Klasse. Er war allein durch einen See gewatet und hatte den feindlichen tiefen Drahtverhau in 25 Meter Breite in mühevoller Arbeit durchschnitten. Dann kroch er zurück und holte zwölf Kameraden, die mit ihm an einem nebelfeuchten Tage ungesehen hinüberkamen, mit Hurrageschrei aus einer Mulde hervorbrachen, die Besatzung einer die Stellung beherrschenden Kuppe — 50 Mann — gefangennahmen und dadurch eine ganze breite Stellung der Russen zur Aufrollung brachten.

Der Brückenkopf Dünaburg der Russen verengert sich allmählich immer mehr. Die Russen werfen stets neue Truppen hinein, weil sie wissen, daß hier der Schlüssel zur ganzen Stellung hinter der Düna ist. Sie füllen ihre dezimierten Verbände wieder auf und bringen sie allmählich wieder zu vollem Kampfwert. Zwar liegt weiter nördlich ihre Verbindungsbahn nach Riga schon im Feuerbereich unserer Geschütze und ist kaum mehr benutzbar, es bestehen aber sicherlich andere gute Verbindungen dieser starken Frontlinie. Die Russen fühlen sich hier besonders stark und basieren auf diese ans Meer sich anlehnende Stellung heftige Angriffs- und Durchbruchsversuche. Über kleinere lokale Erfolge sind sie trotz wahrer Hekatomben von Opfern nicht hin-

ausgekommen. Unſere Front hat wie im Weſten ſtandgehalten und ſo der Etappe die Möglichkeit gegeben, in langen ſchweren Arbeiten das Straßen- und Eiſenbahnnetz hinter der Front wieder inſtand zu ſetzen, ſo daß die Fragen des Nachſchubs von Munition, Proviant (und Poſt) keine Schwierigkeiten mehr bereiten. Erſt durch dieſe Arbeiten, die notgedrungen einen Stillſtand der Operationen vorne mit ſich bringen, weil man ohne Sicherung der rückwärtigen Verbindungen nicht blindlings dem Gegner nachlaufen kann, wird die Baſis geſchaffen, aus der heraus ſich eine neue Tätigkeit entwickeln kann. Die Ruſſen werden zur gegebenen Zeit die ungebrochene Kampftätigkeit unſerer jetzt in die Verteidigung gedrängten Truppen ſchon noch kennen lernen.

2. Die Kämpfe um Illurt

Vor Illurt, Anfang November.

Die eigentliche Feſtung Dünaburg, die im großen Dünabogen an den leicht anſteigenden Höhen des öſtlichen Ufers liegt, iſt an ſich veraltet und ohne großen Kampfwert. Wenn man in Reichweite der Geſchütze ſich auf dem weſtlichen Ufer herangearbeitet hat, könnte man ohne ſonderliche Mühe die Zitadelle und die etwa 100000 Einwohner bergende Stadtanlage zuſammenſchießen. Allein die Düna iſt eine geographiſch günſtige Verteidigungsgrenze für Livland, Eſtland und Ingermanland und damit für die ruſſiſche Hauptſtadt Petersburg. In ihrem großen Bogen und in Dünaburg ſchneiden ſich die Warſchau—Petersburger und die Riga—Smolenſk—Moskauer Bahn, und hier mündet auch eine von Libau über Schaulen heranführende Strecke. Grund genug für die Ruſſen, um hier einen ganz beſonders hartnäckigen Widerſtand zu leiſten. Dünaburg iſt eine ganz alte Feſtung und iſt doch dabei die neueſte, ſtärkſte, gewaltigſte Feldfeſtung, die ſich nur denken läßt — vielleicht das Schulbeiſpiel der künftigen Feſtung, die ſich über ein ganzes weites Land erſtreckt und die aus Anlagen von vielen Hunderten

von Kilometern Länge beſteht. Einen Teil der Annäherungskämpfe an den „Brückenkopf“ Dünaburg, wie man dieſe Feſtung zu nennen ſich gewöhnt hat, und zwar die Kämpfe um und entlang der großen Landſtraße Kowno—Wilkomierz—Dünaburg, haben wir eben verfolgt; nicht minder wichtig, ernſt und hart waren auch die wochenlangen Annäherungskämpfe, die weiter nördlich um die „Vorfeſtung“ Illuxt ſich abſpielten.

Die hierzu angeſetzten Truppen ſtießen aus der Richtung Ponedeli—Skopiſchki vor und kamen zunächſt unter leichteren Kämpfen gut voran. Freilich nahmen gerade die erſten beiden Kampftage, an die ſich Marſchleiſtungen von 35 und 40 Kilometer in ſchwierigem Sumpfgelände anſchloſſen, die Truppen ganz beſonders mit. Als man an dieſem zweiten Tage dann vor Stellungen kam, aus denen heraus die Ruſſen den erſten kräftigen Widerſtand leiſteten, da konnte man noch nicht ahnen, daß das die erſten, vorgeſchobenſten modernen „Forts“ waren, an denen und hinter denen Dutzende von Armierungsbataillonen, Tauſende von Arbeitern, nach wohlüberlegtem und vorzüglich ausgearbeitetem Plan ſeit Wochen und Monaten tätig geweſen waren. Erſt die folgenden Erkundungen der Infanterie und der Flieger, und vor allem die Beſichtigung ſpäter eroberter Werke ſchufen die richtige Erkenntnis und geſtatteten damit einen Schluß auf die harte Arbeit, die uns hier noch bevorſteht.

Die erſte äußerſte Stellung des Brückenkopfes lehnte ſich im Norden beim Dorf Dweten an die Düna an und benutzte geſchickt den Dweten-See und den Dweten-Bach als natürliche Hinderniſſe. Sie zog ſich dann öſtlich des herrlichen Schloßgutes Laſſen über die ungefähr mit der Bahn parallel laufende Landſtraße Laſſen—Illuxt—Dünaburg nach Süden zu, fand über die Eiſenbahn weg den Anſchluß an das durch die Hügelkette ſich windende Tal des Illuxtfluſſes und hatte dort ihre außerordentlich feſten Stützpunkte in den auf beherrſchenden Höhen liegenden Beſitzungen Gut Schödern und Gut Steinburg, wie Gut Rautenſee. Das war ungefähr die nördliche Hälfte der Be-

festigungsanlage, deren südlichen Teil die im ersten Kapitel geschilderte Smelinastellung bildete. Stärker und durchdachter als diese Befestigungsgruppe kann so leicht nichts geschaffen werden, und wenn wir sie nach schweren Kämpfen bezwungen haben, so liegt darin die Zuversicht, daß die vielen gleichartigen Gruppen, die sich ringartig noch um die Festung Dünaburg schließen, auch noch bezwungen werden. Nicht schnell — aber sicher, nicht leicht — doch wenn die Zeit dafür reif sein wird.

Die hier erwähnte äußerste Gruppe der Brückenkopfstellung besteht nicht etwa aus einem einzigen langen Graben, sondern es sind Dutzende, ja Hunderte von Grabenstücken, die hier in versteckten Talmulden, dort auf überragenden Hügelkuppen liegen und untereinander kaum verbunden sind. Wohl aber führen Verbindungsgräben und Anmarsch- wie Rückzugsstraßen von allen Einzelteilen nach der dahinterliegenden nächsten Ringgruppe von Befestigungen. Und endlich stehen die Einzelanlagen insoweit miteinander in Berührung, als sie sich fast ausnahmslos flankieren und decken. Wohl am meisten ausgebaut war das Stück östlich von Lassen an der Straße. Dort fand sich noch vor den zwei- und dreifachen, jedesmal drei bis fünf Meter breiten Drahtverhauen ein Hindernis aus entlaubten Bäumen, deren spitz zugehackte Äste dem Angreifer entgegenstehen.. Das Niederschlagen der hierzu und zum Bau von Unterständen benötigten Bäume verschaffte auch inmitten der Wälder ein freies Schußfeld, das zwar kurz war, aber doch ausreichte, da ja feindliche Artillerie in solchen dicken und dichten Wäldern zur Zerstörung der Hindernisse und Gräben kaum angesetzt werden kann. Hier ist eben alles, alles Infanteriearbeit! Waldschneisen und im Wald zerstreute Acker- und Sumpfstücke waren geschickt zu Fallen ausgenutzt. Die Drahtverhaue liefen auch nicht parallel mit den von ihnen zu deckenden Gräben, sondern in Zickzacklinien, die einen Überblick erschweren und die in tiefe, spitze Winkel eindringenden Angreifer dem Flankenfeuer aussetzen sollen. Die Erkundungen unserer Infanterie — Flieger kommen ja leider

gerade im Waldgelände nicht zur Geltung — waren aber so genau, daß man dem Gegner den Gefallen nicht tat, gegen dieses Höllenlabyrinth Sturm zu laufen. Hier ist kein Schuß gefallen, die Anlagen liegen still und verlassen da, Beispiele und gewissermaßen Ausstellungsobjekte für den, der modernes Feldbefestigungswesen studieren will. Vielleicht nicht ganz so schwer waren die im Norden an die Düna sich stützenden Punkte, aber das sumpfige Waldgelände verbot auch hier eine Annäherung, die zudem im russischen Flankenfeuer von dem stark überhöhenden östlichen Dünaufer hätte liegen müssen. Bei Gut Schödern und Steinburg war der Ring besonders dick, die Illurt fließt hier als schmales Bächlein, dessen westliche Uferhöhen als Vorstellung ausgebaut waren. Unten am Fluß zogen sich dann die Drahtverhaue für die eigentliche Hauptstellung des östlichen Ufers, die ihrerseits wieder aus drei und vier terrassenförmig über- und hintereinander liegenden Grabenstücken bestand. Das alles lag so, daß drei- und vierfaches Schützengrabenfeuer auf den Angreifer niederprasseln konnte. Diese mit vielfachen Balkendeckungen geschützten Unterstände, mit dichtem, sauber gestochenem Grasbelag bedeckten Schießscharten waren selbst schwerem Geschütz gegenüber lange zu halten und wurden auch in der Tat noch verteidigt, als die sichtbaren Zielpunkte, Gutshäuser und Dörfer, längst zu wirren Trümmerhaufen zusammengeschossen waren. Der wirkliche Einbruch erfolgte überraschend bei Poppe, dazu kam der Durchstoß bei Smelina, und beide Erfolge vereint führten zur Aufrollung der äußersten Ringlinie, deren weitaus stärkste Gruppen die Russen also ohne Kampf aufgeben mußten. Natürlich ist trotzdem überall angepackt und gekämpft worden, es war an der ganzen Front keinen Augenblick still, und die in unseren nur notdürftig ausgehobenen Angriffsgräben liegende Infanterie hatte überall schwer zu ringen.

Nach der Einnahme des äußersten, etwa 25 Kilometer vom eigentlichen Dünaburg entfernten Festungsgürtels stand man nun vor dem nächsten nicht minder schweren Abschnitt. Die zweite

Gruppe von Anlagen verläßt das westliche Dünaufer, das wir von Friedrichstadt, Jakobstadt an südwärts im ganzen besetzt halten, auch in der Gegend von Dweten, stützt sich dann auf das Kreisstädtchen Illurt und die darumliegenden 100 bis 150 Meter hohen Kuppen, auf deren einer das Gut Schloßberg und die Brauerei der Grafen Plata-Sybert lag, und führt über die Güter Neu-Grünwald und Alt-Grünwald, Gorbunowka zur Medtum-Stellung an der großen Straße Kowno—Dünaburg. Diesmal erfolgte der Durchbruch im Norden, beim Gute Schloßberg und der etwas nördlich davon gelegenen Höhe 150. Hier konnte auch eine ausreichende Artillerievorbereitung das Werk der Infanterie erleichtern. Doch haben die Russen jetzt auch schon gelernt. Sie besetzen mit ihrem reichlichen Menschenmaterial nicht nur ihre vordersten Gräben, sondern, um allzu tiefen Durchstößen zu entgehen, gleich mehrere Grabenlinien hintereinander. Die zweiten und dritten Gräben bleiben dann von der Artilleriewirkung unberührt und eröffnen sogleich nach gelungenem Sturm unserer Truppen ein wohlgezieltes Feuer auf das eben verlorene Grabenstück. Dann ist es den Russen ganz gleichgültig, ob ihre Schüsse auch die vielen Gefangenen treffen, die wir bei solchen Stürmen machen, also ihre eigenen Landsleute, wesentlich ist ihnen, unserem Vordringen sofort wirkungsvolles Halt zu gebieten. Sie graben jetzt auch tief unter die Erde sogenannte Fuchslöcher, in die ihre Besatzung der vordersten Gräben beim Beginn unseres Artilleriewirkungsschießens flüchtet, um sogleich im Augenblick des Infanteriesturmes wieder herauszukriechen und abwehrbereit zu sein. Allein man kennt auch dagegen allerhand Mittel, und es gleicht keine Sturmvorbereitung der anderen. Es gibt also keine allgemeingültige „Erfahrung", denn gerade in der Abwechslung, im Lernen aus der Erfahrung, im Neuanordnen von Einzelheiten auf Grund bewährter Prinzipien besteht die Kunst der Generalstäbler. Auch beim Sturm arbeiten immer die Flieger mit und können genaue Meldungen über Besetzung der feindlichen Stellungen liefern. Gerade beim Sturm

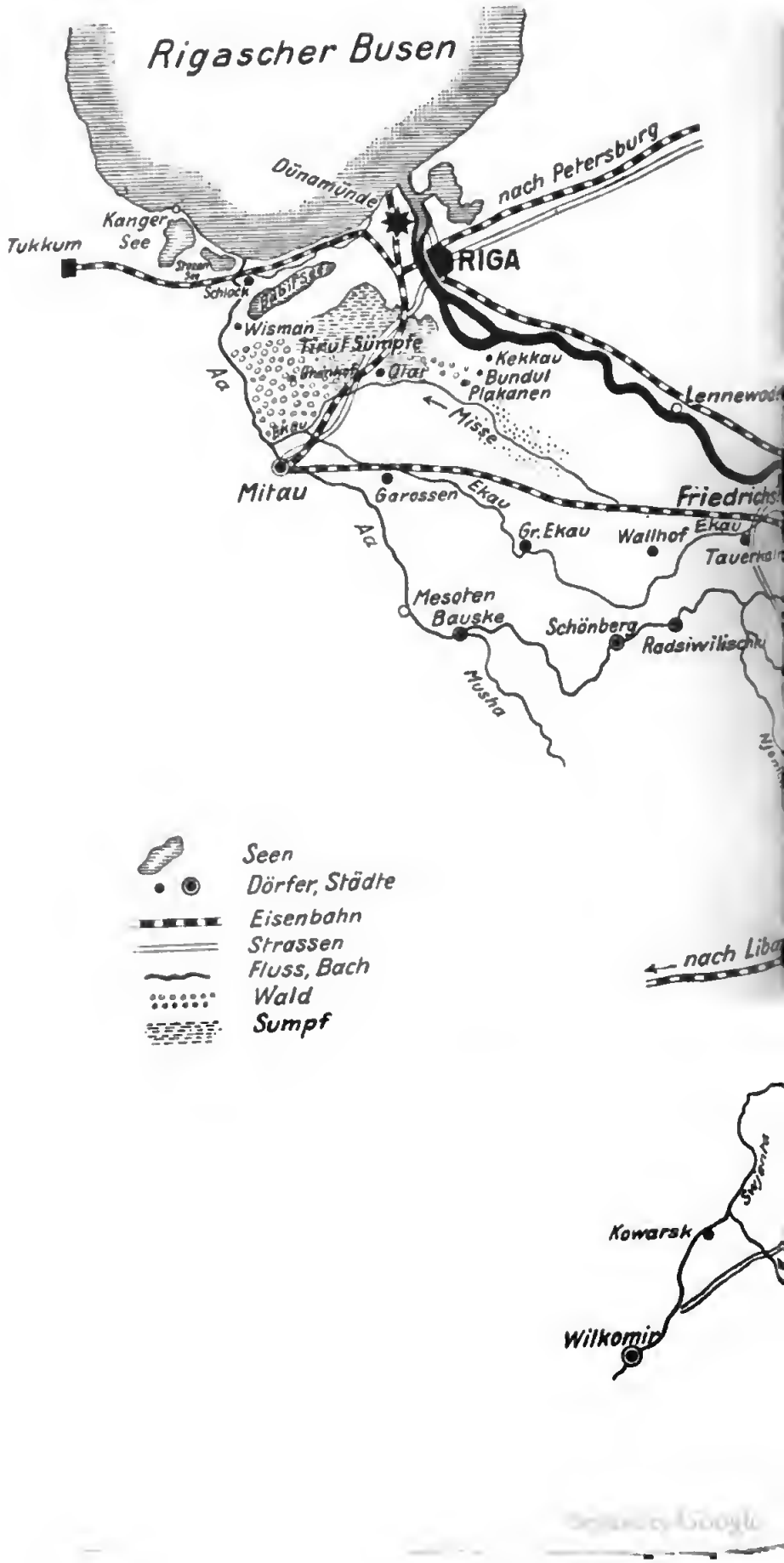
auf Gut Schloßberg betätigten sie sich durch Bombenwerfen hinter der russischen Front und störten durch einen Treffer im Bahnhof Liksna den bis dahin bis nach Jakobstadt noch möglichen Zugverkehr und die Verschiebungen russischer Reserven. Die Russen haben zum Zweck solch rascher Verschiebungen in der Dünaburger Gegend eine ganze Anzahl Kriegsbrücken über die Düna geschlagen, die rasches Eingreifen ihrer Truppen an allen bedrohten Stellen und eine häufige Ablösung ermüdeter oder unzuverlässiger Mannschaften ermöglichen.

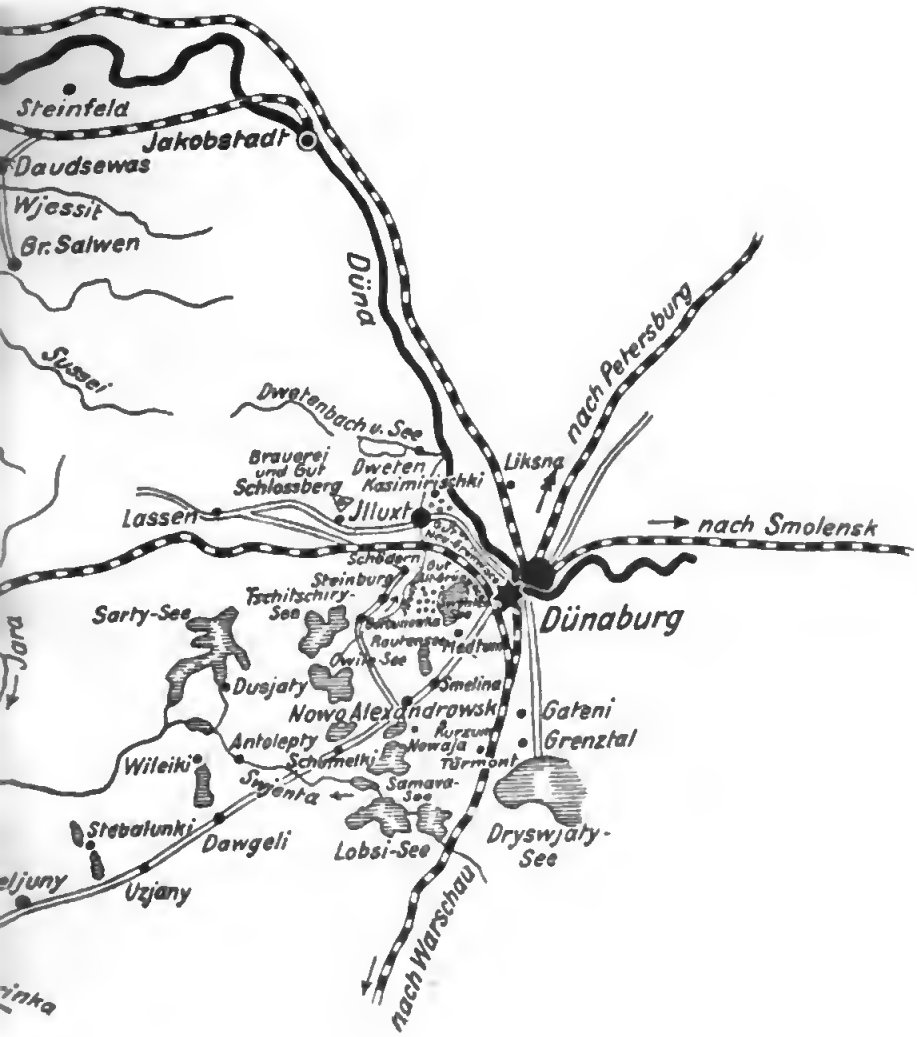
Der Sturm auf Gut Schloßberg und die Höhe 150 glückte am 23. Oktober. Die Infanterie stürmte von hier gleich nach dem Städtchen Illurt hinunter, und während noch um die Häuser am Ostrand erbittert gekämpft wurde, während die russische Artillerie einen wahren Geschoßregen über die Straßen peitschte, saß in der Kirche ein Feldgrauer an der Orgel und spielte: Eine feste Burg ist unser Gott. Einige fünfzig Soldaten hörten die Klänge, kamen herein, nahmen die Helme ab und sangen den wuchtigen Schlachtengesang mit, während am Altar sich heulend und verzweifelt die wenigen Einwohner zusammendrängten, die von der 9000 Köpfe zählenden Bevölkerung noch hier verblieben waren. Auch dieser Rest, vielleicht 100 Männer und Frauen, Greise und Krüppel, ist übrigens jetzt von uns zurücktransportiert worden, weil sie der Spionage doch erheblich verdächtig sind. Der 23. Oktober brachte uns in den Besitz von Illurt, und es ist auch trotz aller russischen Hauptquartiersberichte seither fest in unserer Hand. Allerdings bemühen sich die Russen, diesen Besitz möglichst zu stören, indem sie mit Vorliebe hineinschießen. Einen kleinen Rückschlag, wenn man das überhaupt so nennen darf, gab es nur beim Gute Kasmirischki, aus dem eine einzige, zudem recht schwache Kompagnie vor einem mit sehr überlegenen Kräften ausgeführten Gegenstoß der Russen auswich. Am nächsten Morgen wurden die Russen wieder hinausgeworfen, und seit der Zeit kam keine Störung unseres Besitzes mehr vor. Unsere Stellung verläuft nunmehr vom Ostrand des Gutes Kasmirischki nach dem Ost-

rande von Illuxt und von da südlich dem Rande des großen Waldgebietes entlang, das sich um den Swentensee hinzieht und eine neue mächtige Gruppe von Ringbefestigungen birgt.

Es müssen einst herrliche Besitzungen gewesen sein, diese Güter und Schlösser mit den deutschen Namen, die allerdings hier im südlichen Zipfel Kurlands schon zumeist polnischen Adelsherren gehörten. Schödern und Steinburg sind mehr Vorwerke, auf denen nur Verwalter saßen, aber namentlich Lassen ist ein feudaler Herrensitz gewesen. Kosaken haben es angezündet, und wenn einmal die Tagebuchblätter eines russischen Reiteroffiziers veröffentlicht werden, die uns vor kurzem in die Hand fielen, dann wird man einen unverdächtigen russischen Zeugen über die Heldentaten der russischen Soldateska zu hören bekommen. Jetzt ragen auf dem kleinen Hügel die roten Ziegelsteinruinen des völlig ausgebrannten Schlosses malerisch und immer noch imponierend aus den alten Parkbäumen hervor. Das schöne Gut Schloßberg ist von unserer Artillerie zugedeckt worden, in Herrenhaus und Brauerei sind unsere schwersten Geschosse eingeschlagen und haben alles zu Steinhaufen zerschmettert. Wie ein Traum aus längst vergangenen Tagen wirkt eine kleine Marmortafel unter einem alten Baumriesen, das Denkmal des Gutstöchterleins für sein Hündchen Jolie, das ihm sechs Jahre lang eine treue Freundin gewesen sei. Die Inschrift ist französisch, französische Werke barg auch zumeist die Schloßbibliothek, die jetzt zwischen Bäumen und Steinhaufen herumliegt. Inmitten des Parks schuf man einigen vierzig braven Jägern die letzte Ruhestätte, die beim Sturm auf den Schloßberg einem verborgenen Maschinengewehr zum Opfer fielen. Von hier hat man einen hübschen Blick herab über Illuxt und seine ausgestorbenen Straßen und Häuser, die von zwei weißen hohen Kirchtürmen überragt werden, bis hinüber zum Wald und zu den jenseitigen Dünahöhen, aus denen die Wölkchen der russischen Geschützabschüsse emporflattern.

Eine lebhafte Artillerietätigkeit herrscht jetzt in diesem Gelände. Die Russen schießen mit schweren Granaten „schon ganz


Rigascher Busen
Dünamünde
nach Petersburg
Kanger See
Tukkum
RIGA
Schlock
Wisman
Tirulf Sümpfe
Kekkau
Bundul
Plakanen
Aa
Misse
Lennewod
Mitau
Garossen
Ekau
Friedrichs
Gr. Ekau
Wallhof
Aa
Mesoten
Bauske
Schönberg
Radsiwilischki
Musha
Seen
Dörfer, Städte
Eisenbahn
Strassen
Fluss, Bach
Wald
Sumpf
nach Liba
Kowarsk
Wilkomir


Steinfeld
Jakobstadt
Daudsewas
Wjessit
Gr. Salwen
Düna
Sussei
Dwetenbach u. See
Brauerei und Gut Schlossberg
Dweten
Kasimirischki
Liksna
nach Petersburg
Lassen
Jlluxt
nach Smolensk
Schödern
Steinburg
Tschitschiry-See
Sarty-See
Dünaburg
Jara
Dusjaty
Smelina
Nowo Alexandrowsk
Gateni
Grenztal
Antolepty
Nowaja
Türmont
Wileiki
Schumelki
Swjenta
Samava-See
Stebalunki
Dawgeli
Lobsi-See
Dryswjaty-See
Uzjany
nach Warschau

französisch“ auf jeden Mann und jeden Reiter, der sich zeigt. Es ist schon bitter kalt, zumal in den Nächten, und eine leichte Schneedecke vermittelt ganz winterliche Eindrücke. Vom 15. September bis zum 26. Oktober hat die hier in diesem nördlichen Sektor kämpfende Gruppe immerhin 85 Offiziere, über 13000 Mann, 35 Maschinengewehre, 3 Minenwerfer und 9 gefüllte Munitionswagen als Beute von 15 Durchbrüchen einheimsen können. Das ist für einen derartigen Stellungskampf eine außerordentliche Leistung.

3. Zwischen Friedrichstadt und Jakobstadt

An der Düna, 5. November.

In ihrem tief eingeschnittenen Bette fließt dunkelgrün in vielen Biegungen und Windungen die Düna, hier in ihrem Mittelstück auf eine lange Strecke die natürliche Grenze zwischen den feindlichen Heeren. An den Ufern wie hinter den schützenden Sträuchern und Bäumen der Hänge auf den Uferhöhen ziehen sich die beiderseitigen Drahtverhaue und Gräben der ersten und zweiten, der Tag- und der Nachtstellungen hin, liegen die Löcher der Horchposten und die etwas gemütlicheren Unterstände der Reserven. Aber nur an nebelfeuchten Tagen, deren der November ja reich ist, darf man es wagen, sich offen auf den Höhen zu zeigen, und selbst da dringt gar oft das Auge des Scherenfernrohrs und der Zielfernrohre durch den leichten dunstigen Schleier, und ein kleiner Flintenschußhagel umprasselt den Neugierigen. Man begnügt sich also bescheiden mit Ausblicken durch Schießscharten und Schlitze der stählernen Schutzschilde und genießt auch von hier herrliche, immer wieder verschiedene und von neuem reizvolle Bilder der Dünalandschaft. Das Dünastrombett ist völlig unkorrigiert, und so schwankt die Breite des Flusses zwischen 70 und 300 Metern, die Uferbildungen wechseln rasch, es gibt überall andere Bilder und damit andere militärische Aufgaben der Sicherung. Im ganzen ist der Fluß auch an den minder

breiten Stellen ein natürliches, ſtarkes Hindernis für den weiteren Vormarſch und eine von der Natur geſetzte vorzügliche Sicherung der Verteidigung. Die Ruſſen verſuchten wohl anfangs, auf Nachen und treibenden Baumſtämmen Patrouillen herüberzuſchicken, und es ſind abenteuerliche Pläne und reine Indianerſtückchen da ausgeführt worden. Aber ſchließlich ſcheiterten ſie doch alle an der Wachſamkeit unſerer Truppen, ebenſo wie es nur ſelten einer unſerer kühnen Offizierspatrouillen gelingt, auf irgendeine Weiſe hinüberzukommen und zu erkunden. Das alles kann ſich ändern, wenn der Winter mit ſtrenger Härte einſetzt und das fließende Band des Stromes erſtarren läßt. Dann iſt das Dünatal eine Senkung des Geländes, ein vielleicht etwas tiefer Einſchnitt, aber doch kein ernſtliches Hindernis für den Angreifer mehr. Dann werden die an der ganzen Dünafront jetzt mit verzweifelter Anſtrengung offenſiv vorſtoßenden Ruſſen auch hier ihr Heil verſuchen — kaum mit mehr Ausſichten auf Erfolg wie bei Gateni, bei Illuxt oder oben an der Miſſe. Denn ſelbſt in kleinen Teilen eingeſtreute Kavalleriſten, die ſich hier vorn im naſſen Boden zu „Lehmſpezialiſten" ausbilden, während hinten die Rößlein ſich für kommende neue Anſtrengungen mäſten laſſen, haben in ihrer ſtarken und geſunden Miſchung mit der bei ſolchen Aufgaben harterprobten Infanterie ſchnell und viel gelernt, und bei allen Waffengattungen lebt der gleiche eiſerne Wille, der ein viel ſtärkeres Bollwerk iſt als Drahtverhaue und Gräben. Freilich auch die ſind nötig und ſind in überraſchend kurzer Zeit feſt und geſchickt ausgebaut worden. Es wird hier in der Front und hinter ihr fleißig gearbeitet. Während der Nacht in den Wäldern ſchallen Äxte und knirſchen die Sägen, Wege werden gebaut, und Köhlerkommandos ſchichten die Meiler und brennen die Holzkohlen, die für die kleinen Schützengräbenöfen ein wenig Rauch erzeugendes und doch ausgezeichnetes Heizmaterial ergeben. In den rieſenhaften Waldungen hinter der Düna, die von dem Wjeſſit, der Ekau und dem Suſſei durchſtrömt werden, iſt Holz in verſchwenderiſcher Fülle vorhanden. Auf weite Strecken iſt alles hier Wald und Sumpf. Herr-

liche Tannenbestände wechseln mit alten Birkenwäldern; der Besitzer eines großen Teiles dieses Landes, Graf Schuwalow, hat hier eine prächtige Elchjagd gehabt. Die Russen haben die Güter ihres einstigen Berliner Gesandten wenig liebevoll behandelt. Auf ungeheuere Strecken haben sie einfach, um ein freies Schußfeld zu schaffen, das dichte Unterholz niedergebrannt, wo ihnen das Bäumefällen zu mühsam war. Da stehen nun auch die großen Stämme verkohlt, entlaubt, sterbend. So manche der zierlichen strohgeflochtenen Waldhütten, die ganz märchenhaft im Tann stehen, als ob im nächsten Augenblick Rotkäppchen kommen müßte, um den Wolf zu besuchen, ist in Flammen aufgegangen.

Das Schloß Groß-Salwen steht noch, äußerlich unversehrt. Im Innern ist viel verschwunden, und man weiß nicht recht, ob es von den Bewohnern oder von den Kosaken „gerettet" worden ist. Aber überall gibt es noch Berliner Erinnerungen. Im Hofe steht die alte Staatskalesche, an den Wänden hängen in allzureichlicher Fülle Bilder und Photographien, Herbert Bismarck darunter, sogar das Fremdenbuch der Botschaft liegt noch da. Die Besucher haben sich wohl zumeist nicht selbst eingetragen, sonst gäbe es doch keinen Mr. de Jagemann und keinen Conte de Schlieffen. Nur die Herren des Berliner Alexanderregiments scheuten die Mühe nicht und schonten weder Papier noch Tinte. In breiten wuchtigen gotischen Buchstaben haben sie ausnahmslos ihre Namen eingezeichnet, fast möchte man sagen eingemeißelt, und ihre dienstliche Meldung dahinter gesetzt, die ihnen anscheinend vorgeschrieben war. Das wirkt erfreulich erfrischend und sieht in dem sonst so französischen Buch wie ein stiller Protest aus.

Die Kämpfe, die uns an der mittleren Düna bis dicht ans Flußufer herangeführt haben, waren hart und langwierig. Erst schien der ganze Vorstoß gegen Kurland nur eine Art Demonstration, dazu bestimmt, die Russen von der großen galizischen Durchbruchsfront bei Gorlice abzulenken. Das gelang ja auch. Aber obgleich die Russen starke Truppen von ihrer galizischen Front abzogen und nach Kurland warfen, obgleich wir

damals eigentlich nur mit einem dünnen Schleier von Truppen operieren konnten, wandelte doch des Feldmarschalls v. Hindenburg Geist die „Demonstration" in eine erfolgsichere eigene Handlung um. Libau wurde genommen, man kam bis Schaulen und bis zur Dubissa. „Er kam mit einem Schein von Heer, aber mit dem Rufe der Unbesiegbarkeit." Das Wort stammt, glaube ich, von Moltke, man darf es wohl auch anwenden auf die kurländische Operation Hindenburgs. Und er kam nicht nur mit dem Ruf. Er kam mit der schnell entschlossenen Tat und kam mit Truppen, die sein Name begeisterte, das Letzte, das Unmöglichste zu leisten. Im Juli entnahm er seiner Dubissalinie noch mehr Truppen und stieß östlich von Libau im wesentlichen mit Kavalleriedivisionen nach Mitau vor, wodurch die ganze Dubissafront ins Wanken kam.

Die Russen zogen sich langsam zurück, wie überall in ihrer Front. Sie schwächten damals das Zentrum ihrer Riesenfront, wo günstiges Gelände ihren leichteren Nachhuten eine zähe Verteidigung und schrittweises Zurückgehen gestattete, und verstärkten dafür ihre Flügel. Ihre heftigen, noch heute andauernden Angriffe am linken Flügel in Galizien zielten wohl mit auf die Gestaltung der balkanpolitischen Entwicklung, ihre Verstärkung des rechten Flügels aber hatte außer der Verteidigung Petersburgs wohl noch den Untergedanken einer auf die reich ausgestattete Festung Kowno sich stützenden neuen Offensive gegen Ostpreußen, die über die Düna herüber vorbrechen sollte. Dafür waren im großen Stile Wegeverbesserungen betrieben und Etappen angelegt worden. Das wuchtige Zertrümmern der Festung Kowno brachte alle solche Zukunftspläne zum Scheitern. Die Russen hatten ihre zu solcher Offensive bestimmten Truppen noch gar nicht beisammen, als Kowno fiel. Sie zogen in aller Eile einstweilen etwas heran und bedrängten dann unsere bei Mitau weit vorgeschobenen Linien. Wiederum war es namentlich Kavallerie mit einiger Infanterie, die man ihnen entgegenwarf. Die von Natur aus starken und günstigen Stellungen am

kleinen Njemen (Njemenek) bei Schönberg und Radsiwiliſchki wurden genommen, Stellung auf Stellung erſtürmt. Nördlich der Ekau, bei Wallhof ſtellte ſich der Gegner nochmals und wurde von aus der Mitaufront heruntergeworfenen Truppen geſchlagen. Ein Teil flutete nach Lennewaden hinter die Düna zurück, ein anderer verzog ſich in den ſchützenden Wald und in den ſtark ausgebauten Brückenkopf von Friedrichſtadt. Vor Lennewaden wurde der Reſt der Ruſſen abermals geſchlagen und hinter die Düna geworfen. Der Rückzug fiel ihnen nicht beſonders ſchwer, denn in der Friedrichſtadter Gegend hatten die Ruſſen allein zwölf große Dünabrücken für ihre große Offenſive vorbereitet. Aber trotz aller Schwierigkeiten gelang es uns, in den mächtigen Forſtbezirk einzubrechen und den feſtungsartigen Friedrichſtadter Brückenkopf ohne weſentliche Verluſte zu überrennen. Die Kavallerie deckte während dieſer Tage die gegen Dünaburg hin ziemlich offene Flanke in dauernden Fußgefechten gegen weitaus überlegene ruſſiſche Reitermaſſen. Inzwiſchen erfuhr man, daß der Ruſſe in Lennewaden, Friedrichſtadt und Jakobſtadt auslud. Der kommandierende General der bereits angekommenen Korps hatte, bei Steinfeld ſtehend, ſich ſchon die Niederlage der Truppen von Friedrichſtadt ſozuſagen mit angeſehen, ohne einzugreifen. Noch in der Nacht des 3. September, an dem man Friedrichſtadt erſtürmt hatte — es iſt ähnlich wie Illuxt feſt in unſerer Hand, liegt aber im ruſſiſchen Feuerbereich —, ſchwenkte man alſo gegen dieſen neuen Feind nach rechts ab. Die Truppe war ermüdet, aber in herrlicher Stimmung. Hatte man doch dem durch das ſchwere Mörſerfeuer gänzlich erſchütterten Gegner 3 Geſchütze, 25 Offiziere und über 2500 Mann weggenommen, wobei ſeine blutigen Verluſte ganz beſonders ſchwer, die unſeren aber nur gering waren! Gleich am 4. September wurde im Waldgelände um Tauerkaln, Daudſewas, Groß-Salwen heftig gekämpft, und das ging bis zum 8. September, an welchem Tage der völlig erſchöpfte Gegner einem letzten auf Steinfeld angeſetzten Sturme durch den Rückzug auf das jenſeitige Dünaufer auswich.

Inzwiſchen kamen aber immer mehr Korps der zwölften ruſſiſchen Armee heran und tauchten nördlich und öſtlich in den Flanken auf. Die hinter der angreifenden Infanteriediviſion nach Süden heruntergeworfenen Kavalleriediviſionen, die verſuchen ſollten, den Gegner durch ihr Vorgehen entlang der Düna zu flankieren und von Dünaburg abzudrängen, mußten alſo wieder herausgezogen werden und traten gegen ſehr kampfkräftige kaukaſiſche Regimenter an. Die geſchickte Führung der Kavallerie verſchleierte dem an ſich damals weitaus überlegenen Gegner die wahre Sachlage ſo, daß er ſich auf keine eigene Offenſive weiter einließ und in den ſtarken Brückenkopf von Jakobſtadt zurückging, den ſeine Truppen nun ſo feſt ausbauten, daß er neben Riga und Dünaburg in der Tat eine gute Sicherung der Dünalinie darſtellt. Aus dieſer ganzen Dünaſtellung brechen nun immer wieder die ruſſiſchen Maſſenangriffe heraus, die der Gegner ſich leiſten kann, weil er einen ſchier unerſchöpflichen Vorrat von Menſchen und gutem, tauglichem, wenn auch nicht voll ausgebildetem Soldatenmaterial hat. Nach dem Trommelfeuer, das derartigen ruſſiſchen Unternehmungen vorausgeht, zu ſchließen, fehlt es bis jetzt auch noch nicht an Geſchützen und Munition. Vielleicht hat der Ruſſe erkannt, von wie ſchwachen Kräften er ſich über die Düna hat drängen laſſen und glaubt, was einmal geweſen iſt, müſſe nun immer ſo bleiben. Daß das ein ſchwerer Irrtum iſt, haben ihm wohl inzwiſchen die vielen Dutzende von blutig zuſammengebrochenen und mißglückten Angriffe bewieſen. Ob er aber den Irrtum einſehen und den Ehrgeiz aufgeben wird, ſeinen Verbündeten zeigen zu wollen, wie man einen Durchbruch macht?

4. Vor Riga

Mitau, 10. November.

Bei dem großen Vormarſch auf Kurland erreichte die auf dem nördlichen Flügel eingeſetzte Gruppe die allgemeine Linie Tuckum—Mitau—Bauske—Birſhi-See und ſetzte ſich nun zum

Ziel, die Sperrkette gegen Riga weiter vorzutragen, ganz im Einklang mit den weiter südlich stattfindenden Kämpfen, die der Annäherung an die Düna und an Dünaburg galten. Das gelang im September ohne nennenswerte Schwierigkeiten so weit, daß man namentlich den rechten Flügel bis an die Düna bei Lennewaden vorbiegen konnte. Dort traf man dann auf energischen Widerstand des inzwischen durch sibirische Truppen verstärkten Feindes, der um jeden Preis versuchen wollte, die deutschen Truppen hier von der Düna abzudrücken und sich dadurch Luft zur Entfaltung seiner hier herauf transportierten zwölften Armee zu schaffen. Aber während die Russen ihre ganze Aufmerksamkeit dieser Gegend zuwandten und mit starken Truppen bei Maltan südlich von Lennewaden durchzudrücken hofften, beschränkte man sich hier auf eine energische Verteidigung, entzog den Flanken so viel Kräfte als nur möglich, verstärkte sich in der Mitte und brach am 16. Oktober ganz überraschend nach nur kurzer Artillerievorbereitung bei Groß-Ekau durch die russischen Linien durch. Die Durchbruchsstelle wurde sofort erweitert, starke, gut ausgebaute Stellungen, namentlich bei Garrosen und hinter dem gleichbenannten Flüßchen wurden genommen und als allgemeine Grenze der Missefluß erreicht. Im ganzen war man also durch den Mitauer Kronforst gekommen und stand nun vor dem stärksten Bollwerk der russischen Verteidigung Rigas, vor dem Tirulsumpf. Die heutige Front verläuft ungefähr von Raggasem am Rigaischen Meerbusen um den Kangersee herum, überschreitet die Aa, so daß das Städtchen Schlok und der Babitsee in russischem Besitz bleiben, zieht sich dann in sehr unregelmäßigen Windungen am Rande des Mitauer Kronforstes und an der Grenze des Tirulsumpfes entlang bis in die Gegend von Olai, das von der großen breiten Heerstraße Mitau—Riga durchschnitten wird, folgt hierauf einem sehr windungsreichen und gleichfalls stark versumpften Teile der mittleren Misse und findet, stark nach Norden umgebogen, in der Gegend von Kekkau und der Kekkauinsel den Anschluß an die Düna. Die russische Hauptstellung

zieht ſich wohl hinter dem Tirulſumpfe hin, während an den Rand dieſes Geländes und in die mit Buſchwerk beſtandenen Niederungen nur Feldwachen und leichtere Streitkräfte vorgeſchoben ſind. Denn in den Sümpfen ſelbſt kann kaum etwas unternommen werden, jedenfalls nicht in der regenfeuchten Herbſtzeit, ehe ein ſtrenger und dauernder Froſt dieſe Rieſenfläche begehbar macht. Der Verſuch einer Dränage iſt von den Ruſſen nur an ganz kleinen Stellen, im weſentlichen öſtlich der Rigaer Straße gemacht worden. Als bei den Angriffen der letzten Tage die Ruſſen, an Straße und Eiſenbahndamm ſich anlehnend, vorgingen und ſich dann vor Olai entfalteten, da waren ihre Leute durch den kurzen Anmarſch in dem zähen, klebrigen Moraſt ſchon ſo erſchöpft, daß ſie vor unſern Hinderniſſen mühelos einzeln abgeſchoſſen werden konnten. Aus den Sümpfen bei Grenhof weſtlich von Olai tönte noch lange das klagende Schreien der Verwundeten herüber, die da rettungslos zugrunde gingen, weil niemand es wagen konnte, an ein auch ohne feindliche Flintenkugel lebensgefährliches Rettungswerk zu gehen.

Hinter dem Tirulſumpfe iſt der Brückenkopf Riga, ähnlich denen von Jakobſtadt und Dünaburg, ſtark und in vielen hintereinanderlaufenden Stellungen ausgebaut, wobei der Eiſenbahndamm der Tuckum—Rigaer Bahn, die Aa, der kleine Stozenſee, wie der Babitſee von Natur aus gute Anlehnung ermöglichen. Jedoch iſt das Vertrauen der Ruſſen auf die Feſtigkeit und Haltbarkeit dieſer Stellung doch nicht ſo unerſchütterlich, daß ſie nicht ſchon hinter der Düna ſüdlich von Riga eine neue Stellung hätten, die im Falle eines Verſuchs der Deutſchen, die Düna zu überſchreiten und Riga von hier aus anzupacken, einen letzten Widerſtand ermöglichen ſoll. Sicherlich bauen die Armierungsbataillone auch nach Walk und Pleskau zu bis zum Peipusſee ſchon Graben hinter Graben. In dieſer Beziehung ſind ſie ja von unübertrefflichem, vorſichtigem Fleiß.

Um den Ring um Riga zu ſprengen, verſuchten nun die Ruſſen ihr Heil in wilden Angriffen, die zweifellos in einem operativ-

Schützengraben der Ruſſen vor Dünaburg

Im Schützengraben am Rigaiſchen Meerbuſen

Altes Rathaus und Trinitatiskirche in Mitau

Unterstand in den Dünen am Rigaischen Meerbusen

ſtrategiſchen Zuſammenhang mit den Durchbruchsverſuchen vor Dünaburg ſtehen. Sie hatten ja in ihren Heeresberichten vielleicht nicht ohne Abſicht verkündet, die kurländiſche Front der Deutſchen ſei ſchwach, und wollten wohl durch den gleichzeitigen Angriff an den beiden Flügeln eine etwaige Truppenverſchiebung ihres „ſchwachen" Gegners nach einem bedrohten Punkte hin verhindern. Dabei brauchten bei den Angriffen hier oben noch nicht einmal unſere Reſerven eingeſetzt zu werden! An einer einzigen Stelle konnten die Ruſſen einen „Erfolg" buchen. Beim Dorfe Plakanen waren zwei Kompagnien über die Miſſe gegangen und wichen einem heftigen ruſſiſchen Angriff durch das Zurückgehen in ihre Haupſtellung hinter den Fluß aus. Die Ruſſen beſetzten das Dorf, verließen es aber fluchtartig und unter erheblichen Verluſten, als am nächſten Tage unſere Geſchütze es zudeckten. Darauf gingen unſere Leute in der Nacht wieder über den Fluß und zündeten die wenigen von der Beſchießung noch verſchonten Häuſer an. Damit iſt der Zankapfel beſeitigt. Die artilleriſtiſche Sturmvorbereitung der Ruſſen war nicht gering. Es fehlt ihnen auch hier weder an Geſchützen noch an Geſchoſſen. Wohl aber erſchöpfte ſich der Offenſivgeiſt der Infanterie nach den vergeblichen Verſuchen zweier Tage ſehr ſchnell. Am ſchneidigſten gingen noch die beiden jungen lettiſchen Freiwilligenbataillone vor, die mit japaniſchen Gewehren und ganz neuem Lederzeug ausgerüſtet ſind. Ihre Verluſte waren auch beſonders hoch. Radko Dimitriew ſoll die 12. ruſſiſche Armee ſeit einigen Tagen führen. Zu den Methoden dieſes Menſchenſchlächters von Przemyſl würde es allerdings paſſen, was unſere Infanteriſten bei Bundul ſüdlich von Keckau mit Staunen beobachten konnten, daß nämlich gegen Ende der ruſſiſchen Artillerievorbereitung plötzlich berittene Koſaken hinter den ruſſiſchen Gräben auftauchten und mit der Nagaika die Infanterie aus ihren Deckungen zum Sturm vortrieben. Der Erfolg war der gleiche wie überall: müheloſes Abweiſen dieſes Gegners unter ſehr erheblichen blutigen Verluſten bei ganz geringen Einbußen auf unſerer Seite. Das

ſetzte ſich vom 7. bis zum 8. November bei den verſchiedenen Verſuchen fort, namentlich bei Wisman, ſüdlich von Schlock, und bei Keckau liegen die Toten vor unſeren Stellungen in dichten Haufen. Zu Bajonettkämpfen iſt es dabei nur ganz vereinzelt gekommen.

Ein Beſuch unſerer Front in der Gegend von Grenhof—Olai—Plakanen war mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft. Die Mitau—Rigaer Straße iſt ſogar ausnahmsweiſe gut und ordentlich, aber wenn man ſie verläßt, dann watet man auch ſchon knietief im Schlamm und Moor. Es iſt wahrlich keine Kleinigkeit für unſere Leute, hier in den lehmigen und naſſen Schützengräben Dienſt zu tun. In dieſem Gelände helfen weder Bohlenbelag noch Entwäſſerungsanlagen gegen die Näſſe. Trotzdem ſind wenigſtens die Unterſtände gut ausgebaut, der Reichtum der Gegend an Ziegelſteinen ermöglicht es, überall kleine Öfen zu errichten, die noch wärmer und beliebter ſind als die eiſernen Schwarmöſchen. Es mangelt nicht an Verpflegung, ſogar nicht an Rauchbarem. Außerdem können die Truppen der erſten Linie verhältnismäßig oft abgelöſt werden und finden dann in den Wäldern ſehr gut ausgebaute Blockhäuſer für die Reſerven. Es iſt alſo bei uns gewiß nicht nötig, einen Befehl zu erlaſſen, wie den, von welchem ruſſiſche Gefangene erzählen, Mannſchaften, die ſich über Mangel an Schuhwerk und Verpflegung beklagen, werden eingeſperrt! Die Stimmung der Truppen iſt hier wie überall an der Dünafront gut und zuverſichtlich.

5. Am Rigaiſchen Meerbuſen

Tuckum, 19. November.

Der Nordflügel der gewaltigen deutſch-ruſſiſchen Front läuft ungefähr mit der kurländiſch-livländiſchen Grenze zuſammen die Düna entlang, ſeinen äußerſten Stützpunkt und feſte Anlehnung an die hier noch von der ruſſiſchen Flotte beherrſchte See bildet der Brückenkopf Riga. Riga ſelbſt gehört ſchon zu Livland, deſſen Grenze zu Kurland bei Keckau auf das weſtliche

Dünaufer überſpringt und vor dem Tirulſumpf, vor dem Babit- und Kangerſee nördlich von Raggaſem die Oſtſee erreicht. Dieſer politiſchen Trennungslinie entſpricht, von kleineren Abweichungen abgeſehen, heute auch die militäriſche. Das hat rein geographiſche Gründe, weil das Sumpf-, Seen- und Waldgebiet dieſes natürlichen Brückenkopfes Riga in einem feuchten Sommer und regneriſchen Herbſt, einen ſtarken, wohl den ſtärkſten Schutz für die Ruſſen und für Riga bilden mußte.

Die deutſche Annäherung an dieſe äußerſte Spitze der heutigen Front vollzog ſich ziemlich raſch und glatt. Die kurländiſche Küſte am Rigaiſchen Meerbuſen iſt ohne brauchbaren Hafen. Zwar iſt die See bis dicht heran tief, und große Kriegsſchiffe können bis auf einen Kilometer ſich dem Lande nähern; die Wirkung ihrer ſchweren Geſchütze erſtreckt ſich alſo auf eine beträchtliche Zone landeinwärts. Allein die kleinen Höhenzüge des Küſtenſtrichs ſind faſt ausnahmslos bewaldet und geſtatten ſomit kein Schießen nach erkannten Zielen, ſondern nur eine Wirkung nach der Karte, auf vermutete feindliche Stützpunkte und Anſammlungen. Jedenfalls iſt die Küſte trotz der Herrſchaft der ruſſiſchen Flotte im Meerbuſen der ruſſiſchen Verteidigung Kurlands inſofern ungünſtig geweſen, als ein Nachſchub für größere Truppenmengen über See bei den ſchwierigen Landungsverhältniſſen von vornherein ausgeſchloſſen war. Größere Mengen Proviant und Munition für einigermaßen ſtarke Truppenverbände aus Transportſchiffen an Land zu ſchaffen war techniſch ebenſo unmöglich wie im Falle eines Rückzuges die raſche Einbootung der vielleicht vom Feinde hart bedrängten Truppen. Der Nachſchub der ruſſiſchen Truppen in Nordkurland lag alſo auf der eingleiſigen Bahn Riga—Schlock—Tuckum. Man rechnete mit der Möglichkeit, daß ein nach nördlicher Richtung über Mitau hinaus geführter deutſcher Stoß vielleicht bei Schlock doch die See erreichen könnte und dann die weſtlich in Kurland ſtehenden Truppen einfach abſchnüren mußte. Man beſetzte deshalb von Anbeginn an dieſe weiten Strecken nur mit ſchwächeren Truppen

und verließ sich im übrigen auf den Schutz der Sümpfe und Wälder und auf seine Kavallerie, unter der die bewährten 20. finnischen Dragoner sich befanden. Als der deutsche Vormarsch gegen Mitau angesetzt wurde, konnte man an diesen damals ja in ihrer genauen Stärke nicht bekannten Truppen nicht achtlos vorübergehen. Es wurde eine kleine deutsche Gruppe gebildet, die den Schutz der linken Flanke beim Vormarsch auf Mitau übernehmen sollte. Von der Hasenpoter Gegend aus setzten sich diese Verbände in Marsch. Die Aufgabe war nicht eben leicht. Weit ausgedehnte Wälder und leichte Bodenerhebungen erschwerten die kavalleristische Aufklärung; Flieger waren in diesem Gelände von selbst ausgeschaltet. Namentlich nach Norden hin waren breite Sümpfe vorgelagert. Nur die Infanterie konnte hier in enger Gefechtsberührung mit dem Feinde vortasten, während die Reiterei nur in seltenen Fällen Entfaltungsmöglichkeiten besaß. Das gegebene Ziel der Flankenschutzgruppe war Tuckum. Am 14. Juli schob sich die Truppe von Hasenpot zunächst nach Goldingen vor, um dort den Übergang über die Windau zu erzwingen. 62 Kilometer Marsch unter dauernden kleinen Gefechten waren eine ganz beträchtliche Leistung, aber die rheinischen Jungens bewältigten sie, ohne Kraft und Humor zu verlieren. Noch um 10 Uhr abends setzten die Vortruppen über den Fluß. Die große massive Steinbrücke war von den Russen an einem der hochgewölbten Bogen gesprengt. Eine Mine war dabei nicht losgegangen, und so stürzte der Pfeiler nicht ganz zusammen. Es blieb ein Steg, auf dem die Infanteristen einzeln hinübergehen konnten. Nur mußte die Gefahr erst beseitigt werden. Nach sorgfältiger Untersuchung der 35 übrigen Sprengkästen in den Pfeilern wagten Pionierfreiwillige mit ihrem Hauptmann und einem Feldwebel das gefährliche Werk und vollendeten es glücklich. Die Vernichtung des schönen Bauwerkes war eine echt russische Sinnlosigkeit, denn dicht neben ihr fand sich eine brauchbare Furt, und die russische Verteidigung auf dem östlichen Windauufer war auch nicht so stark, daß nicht am nächsten Tage etwas

weiter südlich von Goldingen eine Kriegsbrücke für Geschütz und Nachfuhr hätte geschlagen werden können. Unsere Verfolgung wurde also nicht gehemmt. Am 15. Juli bewerkstelligte man den allgemeinen Windauübergang, am 16. Juli erschienen deutsche Truppen schon in Kabillen, am 17. Juli in Samiten. Das sind, allein die Entfernung in der Luftlinie gemessen, jedesmal 30 Kilometer; dazu kam ein häufiger, stellenweise recht hartnäckiger Widerstand, der sich geschickt bis zum letzten Moment der artilleristischen Unterstützung bediente. In der Richtung Kandau—Samiten war eine starke Stellung von Zivilarbeitern vorbereitet worden. Zum Teil warben die Russen dafür Arbeiter an, namentlich Letten, die aber ihren versprochenen Tageslohn von einem Rubel nie gesehen haben, zum Teil mußten auch die Gutsherren der Gegend Arbeiter stellen. Das fiel ihnen namentlich in einer Zeit der beginnenden Ernte schwer, aber der kleine russische Nebenzweck einer Schädigung der Deutschen war erreicht. Überall in der Gegend ist unter der Maske der militärischen Notwendigkeit diesem Nebenzweck so manches deutsche Gutshaus und Pastorat zum Opfer gefallen, und es gehörte zum System des russischen Militarismus, daß erst dann gestattet wurde, aus Gebäuden Mobiliar und Wertsachen zu retten, wenn sie schon lichterloh brannten. Auch darin lag eine weitausschauende „Strategie".

Vor einer kleinen, geschickt angesetzten Umfassung räumten die Russen die Kandau-Samiten-Stellung, ohne nennenswerten Verlust auf unserer Seite. Denn die Kampfkraft ihrer Reichswehr, die zum Teil hier stand, war nicht sehr groß. Diesen Leuten fehlte jede Siegeszuversicht und jedes Vertrauen in ihre Führer. Schon beim Vormarsch gegen Goldingen erzählten sie jedem, der es hören wollte: „Ach was, die Deutschen werfen uns ja doch wieder hinaus!" Das ist für russische Verhältnisse nicht gar so schlimm. Haben doch russische Infanteristen aktiver Regimenter beim Rückzug durch Mitau, wenn die einzelnen Vorsänger selbst zu bekannten Melodien ihre Verslein machten, zu denen dann die Masse den Refrain sang, Spottverse gesungen wie: „Väterchen

Zar, jetzt werfen dich die Deutschen aus Mitau hinaus und du gehst nach Riga, sie erwischen dich aber auch dort!" Und die russischen Offiziere gingen nebenher und wagten keinen Ton zu sagen! Neben der Reichswehr stand vor Tuckum aber auch starke reguläre russische Infanterie und Artillerie; die 20. finnischen Dragoner und ein kombiniertes Regiment von der Petersburger Reitschule bildeten einen beachtenswerten Gegner für unsere pommerschen Reiter, die mit Schneid am 18. Juli in Tuckum einrückten und gleich über das Städtchen hinaus die Verfolgung aufnahmen. Alle Spuren wiesen auf eine schleunige, panikartige Flucht der Russen hin. In letzter Stunde war die Bevölkerung, soweit sie noch dageblieben war, weggetrieben worden, totes Vieh, vor Erschöpfung sterbende Menschen lagen am Wege. Bei Kalnzem ging den Kosaken der Übergang der lettischen Massen nicht rasch genug, und so trieben sie Männer, Frauen und Kinder einfach in die Fluten der Aa, um Luft zu schaffen.

Der Hauptstoß der Armee war inzwischen noch nicht bis Mitau gelangt, konnte auch noch gar nicht so weit sein. Die Aufgabe, Tuckum zu halten, ohne Herr der nach Mitau führenden Straße zu sein, schien nicht leicht. Aber der Gegner wagte gar keinen Angriffsversuch mehr, es konnten sogar noch Truppen der Gruppe zum Angriff auf Mitau abgegeben werden, der ja bald darauf so gut gelang.

Es wäre bei dem offensiven Geist der deutschen Truppen und Führung gewiß verwunderlich, wenn man sich mit dem Erreichten begnügt und nicht den Versuch gewagt hätte, durch einen Angriff auf Schlock den Rigaischen Brückenkopf zu verengern oder gar einzudrücken. Daß das nicht gelang, liegt nicht am russischen Widerstand, sondern an der Bodenbeschaffenheit. Der Kangersee ist nichts anderes als ein flaches, sehr wasser- und schilfreiches Moor, die Wälder, die sich daran anschließen, sind tief sumpfig und werden erst hinter Kemmern einigermaßen begehbar. Unsere Leute gingen tapfer in dieses Gelände vor. Als sie aber drei und mehr Tage lang ohne trockenes Fleckchen Erde waren, bis

zur Bruſt oft in Waſſer und Sumpf ſanken und das nebelfeuchte Wetter anhielt, nahm man ſie natürlich zurück, weil das zu Erreichende in keinem Verhältnis geſtanden hätte zu den Opfern an Geſundheit der Truppen. Die Ruſſen ſpielten dabei gar keine Rolle. Ein einziger ernſthafter Angriff, den ſie einmal auf unſere Stellung an der Aa richteten, brach blutig zuſammen. Wiederholt erſchienen auch ihre Kriegsſchiffe an der Küſte und verringerten ihren anſcheinend übergroßen Munitionsvorrat. So warfen ſie gelegentlich einmal 4000 Schuß ſchweren 30-Zentimeter-Kalibers an Land, ohne daß wir auch nur einen einzigen Verwundeten gehabt hätten. Nur die zerſchoſſenen Gräben mußten die Armierungsſoldaten wieder herrichten. Solange wir allerdings die lettiſche Fiſcherbevölkerung an der Küſte duldeten, war die Spionage über den Meerbuſen hinweg ſehr rege. Das war klar erſichtlich aus der Beſchießung unſerer völlig gedeckten und maskierten Artilleriestellungen, wobei wir aber das Glück hatten, daß dann gerade immer kurz vorher ein Stellungswechſel vorgenommen worden war. Inzwiſchen iſt dieſe Bevölkerung aus ihren von den Ruſſen und ihren Schiffen gründlich zerſchoſſenen Holzhütten weggebracht worden. Unſere Strandbatterien verhindern jetzt mit ihrer vorzüglichen Beobachtung eine allzu eifrige Tätigkeit der ruſſiſchen Flotte. In letzter Zeit wagte ſich außer kleineren, entfernt laufenden Patrouillenbooten nichts heran. Das „großzügige" Landungsmanöver, das die Ruſſen einmal an der nördlichſten Landſpitze bei Domesnees machten, war nichts anderes als ein beſſerer Bluff oder ein Raubzug. Ein paar Landſturmpoſten, die dort ſtanden und die ſeit dem Ende der Badeſaiſon ohnehin keine Abwechſlung mehr hatten, verzogen ſich überraſcht und verärgert über die Störung mit geringen Verluſten landeinwärts. Als am nächſten Morgen unſere Truppen heranmarſchierten, flüchtete der Ruſſe eiligſt auf die Schiffe und dampfte davon, nachdem er ſeine Freunde, die lettiſchen Bauern, beträchtlich geſchröpft hatte. Das war alſo mehr Scherz im ernſten Kriegsſpiel, ebenſo wie der Angriff des ruſſiſchen Tor-

pedoboots, auf deſſen Deck die weißgekleideten und von Stewards bedienten Damen ſogleich verſchwanden, als ein Schuß in die Nähe des Schiffes fiel. Sie hatten ſich eben einmal eine „Beſchießung" anſehen wollen, ohne daran zu denken, daß wir für derartige Vergnügungen keinen Sinn haben!

Die Stellungen inmitten der Rieſenwälder, die ſich öſtlich von Tuckum bis ans Meer erſtrecken, ſind für unſere Truppen nicht leicht. Der Bau von Schützengräben in dem Sumpfgelände wie im Sande der Dünen iſt anſtrengend und ſchwer. Gerade hier müſſen aber die Stellungen beſonders feſt und ſtark ſein, weil bei ruſſiſchen Maſſenangriffen in dem Waldgelände die eigene Artillerie zur Abwehr wenig helfen kann. So zeitraubend und ſchwierig die Waldarbeiten aber auch waren, wenn ein auch nur kurzes Schußfeld durch Niederſchlagen vieler alter Bäume geſchaffen werden mußte, wenn die Unterkunftshütten im Sumpf auf eingetriebene Pfähle gebaut werden mußten — es iſt mit unermüdlichem Fleiße von der Truppe und von den braven Armierungsſoldaten geleiſtet worden. Man bewundert immer wieder die handwerksmäßig ſolide, einfache und oft künſtleriſche Arbeit der Leute. Der Krieg in ſolchen uralten Naturwäldern hat ja häufig etwas indianerhaft Romantiſches. Lederſtrumpfs Blockhütten aus dicken Stämmen, grob gefügt, mit dem Moosdach und den Schießſcharten zum Empfang der braunen Geſellen, Schleichpfade durch den Sumpf, Kundſchaftergänge im nächtlich unheimlichen Rauſchen der Bäume — hier iſt das alles faſt wieder Wirklichkeit geworden. Nur daß heute breite Drahtverhaue und bombenſichere Unterſtände dazugekommen ſind. Füchſe ſchleichen hier in Menge durch den Tann, und ſeltener bricht wohl auch noch einmal ein ſchwerer Elch durch das Unterholz. Ob die Ruſſen wohl auch ein ſo ſtrenges Jagdverbot haben mögen wie wir?

Vorn am Meer treibt die leicht bewegte See ihre Wellen unaufhörlich der Küſte zu. Das rollt und rauſcht, und die weißen Wellenkämme ſpritzen im Winde feinen Sprühregen ins Geſicht.

Eine kleine ſteife Briſe weht. Der Artilleriebeobachter ſteht in ſeinem unterirdiſchen Hüttchen und ſpäht am Scherenfernrohr nach feindlichen Geſchwadern. Es iſt ſein ſtolzes Gefühl, hier oben die nördlichſte treue Wacht einer unerſchütterlichen Rieſenfront zu ſein. Zerſchoſſen und verbrannt liegen all die lieblichen Dörfchen, die einſt lettiſchen Fiſchern gehörten. Die ſpitzen Stäbe, über denen ſie die Netze trockneten, ſtehen nackt und leer, die Kähne ſind erſoffen, die Netze in alle Winde verweht. Alle die kleinen Idyllen von Raggaſem und Lazun, von Kneis und Rojen und Gipken hat der rauhe Krieg zerſtört. Feldgraue rheiniſche Jungens gehen Patrouille am Strande des Rigaiſchen Meerbuſens ...

6. Bei Hindenburg und Ludendorff

Hauptquartier, Oberbefehlshaber Oſt, 16. Dezember.

Vor einigen Tagen war der Kaiſer in Wilna und wohnte in der kleinen proteſtantiſchen Kirche in der deutſchen Straße dem Sonntagsgottesdienſte bei. Einige Schritte hinter ihm ſaß ſein erſter Feldherr, Hindenburg, behaglich in den Seſſel zurückgelehnt, aufmerkſam, ganz ruhig, die Hände über dem Marſchallſtab gekreuzt, wie eine Statue aus Erz gegoſſen. Und ich ſehe es noch deutlich, wie er ſich dann am Schluſſe des Gottesdienſtes erhob, breit und hoch, wuchtig und gewaltig, ſeinen Körper reckte und ſtraffte. Gleichſam eine Verkörperung der Überlegenheit und der ſelbſtſicheren Ruhe. Und ſo ſah ich ihn auch heute wieder, als er die Kriegsberichterſtatter ſeines Heeresbereichs empfing, um über dies und jenes zu plaudern.

„Der Führer muß ſeine Ruhe bewahren," ſagte der Feldmarſchall, „denn wenn er nervös zu werden anfängt, dann pflanzt ſich das gleich fort auf alle Unterführer, und es wird unheilvoll." Es war die Rede von der Schlacht bei Tannenberg, die zu den ſtolzeſten Erinnerungen dieſes an Siegen ſo reichen Mannes gehören mag. Wir waren im Geſpräch über die ruſſiſchen Methoden

der grausamsten Verwüstungen und der brutalen Vertreibung der Polen, Litauer und Letten von Haus und Hof auf diese Schlacht gekommen.

„Das ist ja ganz grauenhaft," meinte der Generalfeldmarschall, „dieses entsetzliche Massenunglück des Flüchtlingselends, die Arbeit einer rücksichtslosen Vernichtung. Ich denke noch daran, wie ich zum ersten Male hinausfuhr, in den Tagen vor der Schlacht bei Tannenberg, und rechts und links auf der Straße unsere ostpreußischen Flüchtlinge kampierten. Das waren nun Landsleute in ihrem ganzen Elend, und es schnitt einem ins Herz, wie sie da mit dem Rest ihrer Habe auf den Feldern lagen, während die Straße nur mit Mühe für den Vormarsch der Truppen offen gehalten werden konnte. Das legte sich mir wie ein lähmender Druck aufs Herz, wenn ich daran dachte: Was wird nun aus denen werden, wenn du nicht siegen solltest, wenn die Truppen zurück müssen, wenn die Straße wiederum für ihren Durchmarsch frei bleiben muß und diese Ärmsten dann ohne Hilfe den Russen anheimfallen? Aber über solche schweren Gedanken muß man hinwegzukommen suchen. Man tut ja seine Pflicht, und dieser Gedanke der Pflichterfüllung überstrahlt alles. Und dann lockt und reizt das Gefühl, daß es eine ernste und schwere Studie ist, das Schlachtenschlagen. Der Geist ist alles bei der höheren Führung, und die Schlacht ist der Wettstreit der beiden Führer. Wer wird der Klügere sein, er oder du? Das strafft die Energie und stählt die Nerven. Damals glaubte Rennenkampf, die „besiegte" preußische Armee sammle sich um Königsberg, und er massierte dagegen seine Truppen. Derweilen schlug dieses Preußenheer ruhig seine Schlacht bei Tannenberg und wehrte den nur leicht nach dem Schlachtfeld herunter fühlenden Rennenkampfschen Gegner durch schwächere Detachements ab." Es gleitet noch heute ein Lächeln der Befriedigung und der Freude über den Sieg seines Geistes über das sonst so ernste, strenge Gesicht des Marschalls.

„Kühnheit und Vorsicht," so sagt er, „müssen sich beim Feldherrn paaren; manchmal darf die Kühnheit, manchmal muß mehr

die Vorſicht die erſte Rolle ſpielen, aber ſie ſollen beide zur richtigen Zeit und zur rechten Miſchung da ſein. Und im übrigen, ſoweit kennen Sie mich ja: wenn ich kann, ſo packe ich zu, und mein Chef iſt ja von ganz der gleichen Beſchaffenheit."

Das Wort fällt in einem Geſpräch über die heute erreichte Front und über die Möglichkeit ihrer Starrheit oder ihrer künftigen Veränderung.

Nur nicht mehr reden, als nötig iſt. Das iſt auch das Feldherrnprogramm, wenn man es ſo nennen darf, von Ludendorff. Der Maßſtab des Erreichten und des Möglichen beſtimmt alles. Ludendorff hält mit Hindenburg wenig von den Hoffnungen, die ſich nicht auf den Waffenerfolg aufbauen. Revolutionen in Rußland und Indien ſteht er ſkeptiſch gegenüber. Rußland iſt zu groß, als daß eine einzige machtvolle Bewegung von Norden bis zum Süden und von Oſten nach Weſten die verſchiedenartigen Völkerſtämme durchzittern und gegen Maſchinengewehre einigen könnte. Kleinere Unruhen an einzelnen Punkten ziehen wohl einmal Truppen von einer Front ab und können ſomit auch von geringer Bedeutung für uns werden, aber ſie bleiben ohne Einfluß auf die Maſſe und auf die Geſamtheit der Front. Der Inder iſt weich, der mohammedaniſche Teil der Bevölkerung noch nicht tätig und ſelbſtbewußt genug; wie ſoll da bei der brutalen Rückſichtsloſigkeit der engliſchen Herrſchaft ſo ſchnell eine Empörung zum Aufflammen kommen? Die Zeit wird für uns arbeiten, aber jetzt müſſen wir unbekümmert um ſie ſelbſt handeln, handeln auch den Engländern gegenüber. Das iſt des Feldmarſchalls feſte Überzeugung, auch wenn er mit einem feinen, reſervierten Stolz von ſich ſagt, daß er kein Politiker ſei und ſein wolle. Aber daß die Engländer „das Karnickel" des ganzen Krieges ſind, daß es der Geiſt Eduards VII. iſt, der über der Entente ſchwebt, darüber gibt es gar keinen Zweifel für ihn, und es iſt Hindenburg eine gewiſſe innere Genugtuung, von ſich ſagen zu dürfen, daß er die Engländer ſeit Jahrzehnten nicht anders beurteilt hat.

Die Franzoſen werden ſchwer darunter zu leiden haben, daß ſie ihren alten Erbfeinden ins politiſche Garn gegangen ſind. Ihre finanzielle Vorherrſchaft iſt ſchon gebrochen, ihre Menſchenkraft iſt in der Wurzel geknickt. Wie wollen ſie, deren Geburtenzahl ſchon vor dem Kriege ſo ſchnell abnahm, nach dem Ausſcheiden von vielen hunderttauſend Männern die großen Menſchenmaſſen aufbringen, die zur Ausnützung eines Sieges, erſt recht aber zur Ausgleichung ihrer doch ſchon ſicheren Niederlagen nötig ſind? Sie werden das Schickſal aller romaniſchen Nationen teilen, nach ſchöner Blütezeit zurückgehen zu müſſen. Sie werden ein großes Land haben, ohne die bitter nötigen Menſchen dazu.

„Auch uns wird es ja nicht an politiſchen Schwierigkeiten fehlen," meinte Ludendorff in einer Unterhaltung, die dem Empfang durch den Feldmarſchall voranging, namentlich im Hinblick auf unſere heutigen „Fauſtpfänder". Aber eben die Schwierigkeiten werden uns auch über vieles andere hinweghelfen; wir brauchen ihnen nicht aus dem Wege zu gehen. Wir können uns etwas zutrauen, wir müſſen nur feſten Auges unter den vielen möglichen Schwierigkeiten diejenigen wählen, zu deren Behebung und Überwindung wir uns für fähig halten. In dem, was wir uns erkämpft haben und noch erkämpfen werden, liegt die beſte Garantie für den Frieden, nicht in dem, was wir darüber reden."

Das Geſpräch wurde politiſch und ging von unſeren eigenen Bundesgenoſſen auf unſere offenen und geheimen Gegner, auf künftige politiſche Geſtaltungen und Möglichkeiten über, aber der Weisheit letzter Schluß war immer der, daß unſere ſtärkſte Stütze unſer eigenes Schwert und unſere eigene Kraft ſind und bleiben müſſen.

Der Feldmarſchall ließ ſich erzählen, was ſeine Kriegsberichterſtatter alles geſehen haben und wo ſie überall herumgekommen ſind. Er meinte, er müſſe jetzt „leider an erheblich weniger gefährdeten Punkten" ſitzen wie 1866 und 1870, als er noch an ſich ſelbſt Beobachtungen über die moraliſche Wirkung des Geſchützfeuers

anſtellen durfte. Jetzt, da er ſo ſehr an das Schachbrett des Krieges, an die Stube der geiſtigen Arbeit gebunden bleiben muß, hört er von unſeren vielen Reiſen faſt mit einem ſtillen Gefühl des Neides. Ihm bietet nur hier und da die Jagd eine Abwechſlung, und er wird ordentlich lebhaft, wenn er von dem Elch ſpricht, den er durch die Gnade des Kaiſers auf einer Jagd am Kuriſchen Haff umlegen, und von dem Hirſch und den 13 Böcken, die er während des Krieges erlegen konnte, von dem Auerochſen, den Sauen und den Wölfen, auf die er im Laufe des ruſſiſchen Winters noch hofft. Aber auch bei der Ausſpannung der Jagd denkt er an ſeine Soldaten. Von dem Ergebnis einer kürzlich veranſtalteten Faſanenjagd konnte ein ſchöner Teil den Lazaretten überwieſen werden, und das war ihm beſondere Freude, denn als richtigem Soldatenvater liegt ihm das Wohl ſeiner Leute beſonders am Herzen. Es bekümmerte ihn, daß bei dem troſtloſen Zuſtande der ruſſiſchen Herbſtwege und dem ungenügenden Ausbau des ruſſiſchen Bahnweſens die Verpflegung der Truppe manchmal Einſchränkungen erfuhr; aber bei der Notwendigkeit des militäriſchen Vorwärtsſchreitens war dies unvermeidlich. Doch war es ſeine erſte Sorge, daß hinter der Front dieſer Frage dauernd volle Aufmerkſamkeit gewidmet wurde, und es iſt ſein großer Stolz, daß in denkbar kürzeſter Friſt alle Schwierigkeiten behoben waren und nun alles ſeinen gut geregelten Gang geht. Das ſind ja auch Schwierigkeiten, unter denen man in der Heimat leidet. Die Frage der Heranſchaffung und Verteilung der Lebensmittel im Innern iſt ſchwer. Da wird vielleicht auch einmal ein Fehler gemacht, den man erſt zu ſpät einſieht, weil ja der immer klüger iſt, der vom Rathauſe kommt; aber das ändert doch nichts daran, daß die zu Hauſe durchhalten werden, die Männer, wie auch „unſere heroiſchen Frauen", von denen der Marſchall mit warmer Anerkennung ſpricht. Durchhalten mit altem deutſchen Mute, mit altem preußiſchen Patriotismus. Für das Heer aber geht ſeines Führers Grundſatz noch viel weiter: Nicht nur durchhalten, nein, gründlich ſiegen!

Das war der Abſchiedsgruß des Feldmarſchalls, und wie er ſo vor uns ſteht, groß und breit und gewaltig mit ſeiner Rieſenfigur und dem durchdringenden, feſten und ſtarken Blick, da hat man das Gefühl der dankbaren Zuverſicht, des Vertrauens und der fröhlichen Gewißheit, daß das nicht nur Worte ſind, ſondern Bürgſchaften für künftige Taten.

II. Kuriſche Städtebilder

1. Etappenſtation Bauske

Bauske, den 6. November.

Stundenlang, viele Stunden lang ſind wir durch ein totes Land gefahren, wenn man es überhaupt ein Fahren nennen darf, dieſes Stolpern und Hopſen über Löcher und Gräben, aus denen ſchokoladebraunes Gemiſch von Sand, Lehm, Regen und Schnee ſauſend und ziſchend nach beiden Seiten auseinanderſpritzt. Ein altes und wahres Witzwort: Zu was brauchen die Ruſſen gute Straßen, ſie haben ja doch ſechs Monate im Jahr gute Schlittenbahnen! — Im Winter richtet man alles ſo ein, daß man eben zu anderer Jahreszeit wenig zu fahren braucht. Die Städter kaufen z. B. ſchon im frühen Winter draußen im Wald das grüne Holz, fahren es in Schlitten heran und bauen ſich in ihren Höfen mächtige Köhlermeilern ähnliche Holzſtapel, die dann im Sommer gut austrocknen und für den nächſten Winter Heizvorrat liefern. Auch alles andere wird, wenn irgend möglich, im Winter auf glatter Bahn angefahren und angehäuft. Wer tagelang auf ſolchen ſogenannten „guten" Straßen fuhr, begreift die ruſſiſche Landesſitte ſchnell, ganz beſonders ſchnell in dieſen graufeuchten Novembertagen, da Schnee und Regen abwechſelnd herniederrieſeln. Alle, die im Heere von Landwirtſchaft etwas verſtehen, rühmen dabei die Schönheit und die Kraft dieſes milden Lehmbodens, der ohne viel Arbeit herrliche Ernten liefert. Namentlich in dieſem Jahre gab der Boden ſein Beſtes her. Schon war die Ernte reif, ſchon war ſie zum Teil geſchnitten und in Garben geſchichtet, da kam der Krieg, und es kam der Ruſſe.

Der Krieg hat dem Lande weniger geſchadet, die Eroberung Kurlands ging ja ziemlich ſchnell, und je raſcher die Operationen verlaufen, deſto beſſer und ſchneller verheilen die Kriegswunden. Gekämpft wird ja auch ſchließlich nicht überall, ſondern nur an ſtrategiſch wichtigen Punkten, entlang von Straßen, in dünnen Schützengrabenketten. Aber der Ruſſe hat ein totes Land geſchaffen, da er die Menſchen wegtrieb. Hier in dem Südteile Kurlands ſpürt man die Wirkung dieſer Grauſamkeit beſonders, weil hier noch Kampfzone iſt und keine Verwaltung ſo raſch an die Heilung der Schäden gehen konnte wie im übrigen Kurland. Es fröſtelt einen von innen heraus, wenn man durch dieſe Einöden kommt. Wir ſind Strecken bis zu nahezu zwanzig Kilometer gefahren, ohne ein Lebeweſen zu ſehen, keinen Menſchen, keinen Hund, keinen Vogel gab es. Auf den Feldern ſtanden die Garben und verfaulten langſam, die Kartoffeln ſind wohl ſchon im erſten Froſt erfroren, ungeerntet ſenken ſich die dichten Flachshalme auf den Boden, verderben die Rüben. Still und verlaſſen ſtehen die prächtigen Windmühlen, mit ihrem kegel- oder ſteil pyramidenförmigen Leib, deſſen Spitze abgeſchnitten ſcheint und durch eine Art Kuppelhaube erſetzt wird. In den ausgeſtorbenen Hütten und Holzhäuſern vertrocknen die Blumentöpfe an den Fenſtern, Wind und Wetter beginnen die erſten kleinen Lücken und Löcher in die maleriſchen moosgrünen Dächer zu reißen.

Im Njemenfluſſe liegen zu Hunderttauſenden die Hölzer, die angeflößt ſind und der Bergung harren. Wohl arbeiten ein paar gefangene Ruſſen daran, und die Etappe in Bauske bezahlt den wenigen Bauern, die noch da ſind und ſich mit Holzfiſchen befaſſen, ein Fünftel der abgelieferten Menge als Naturallohn; aber was will das bei dieſen ungeheuren Vorräten beſagen? Was vermögen ein paar Hundert oder Tauſend Arbeiten gegenüber, die Zehntauſende erforderte? Dem von der Natur ſo geſegneten Lande fehlt ſein reichſter Schatz, die Menſchen. Einmal ſahen wir auf dem Felde eine alte Frau mit einem Knaben Kartoffeln hacken, und das berührte wie ein Wunder. Einige Huſaren eskortierten weit

von hinten her ein paar „Kuhkolonnen“ an die Front, denn die Ruſſen haben auch das Vieh abgetrieben oder, wo das nicht mehr anging, einfach in Maſſen abgeſtochen und liegen laſſen. Erſt in Bauske erblickte man wieder einmal ein paar Kinder, ahnungsloſe, liebe, friſche, rotwangige Kinder, die mit einem Schlitten im Schnee ſpielten, und das war wie eine Erlöſung von einem Alpdruck, war wie ein Erwachen zum Leben nach der Fahrt durch die Gefilde des Todes.

Das Städtchen Bauske liegt, tief im Grunde eingebettet, im ſpitzen Winkel, den die Flüſſe Njemenek, das heißt der kleine Njemen, und Muſcha, das heißt Mus, vor ihrem Zuſammenſtrömen in das gemeinſame Bett des Aafluſſes bilden. Ganz vorn in dieſem Winkel erhebt ſich auf hohem Kalkſtein eine alte Ritterburg des Deutſchordens. Bis vor hundert Jahren wurde ſie noch zu Verwaltungsräumen benutzt, dann brannte ſie einmal, und ſeitdem iſt ſie eine mächtige, von dicken Rabenſchwärmen umzogene trutzhafte Ruine, deren Silhouette weithin in die Flußtallandſchaft leuchtet. Gerade über dieſen wilden, launenhaften Flüſſen, die bald ſchmal zwiſchen Hängen ſich dahinzwängen, bald breit behaglich kleine Seen bilden und denen keinerlei Flußbaukunſt irgendwelchen Zwang antat, tritt die gebändigte Kraft des Burgbaus beſonders imponierend und beherrſchend aus dem Lande heraus. Das Städtchen Bauske mit ſeinen beſcheidenen Holzhäuſern und ſeinem kleinbürgerlich-behaglichen Weſen fügt ſich brav und zufrieden unter die Herrſchaft dieſer noch im Tode gebietenden Gemäuer.

Aber die Deutſchordenszeit iſt längſt vorbei! Drunten im Städtchen wird das kleine gemütliche Haus des deutſchen Gewerbevereins, in dem jetzt neben den eingeſchriebenen alten Mitgliedern die deutſchen Offiziere ein Kaſino haben, weit überſtrahlt von dem mit ruſſiſchen gepumpten Geldern erſtellten Vereinshaus des lettiſchen Gewerbevereins, der da einen großen Theaterſaal und allerhand moderne Anlagen ſchuf. Die großen Räumlichkeiten für Ausſpann und Wageneinſtellung beweiſen, daß auch das

Lettentum der Umgegend hier seinen Mittelpunkt fand. Was in der Stadt allerdings maßgebend war, war auch deutsch: der Bürgermeister, der größere Teil der Stadträte, der Apotheker. Die Brauerei gehört einem Deutschen — leider haben die Russen sie durch Entnahme einzelner Metallteile außer Betrieb gesetzt —, ein paar Spinnereien und Wollwirkereien ebenso. Und wiederum hat nicht der Krieg am meisten Schaden gestiftet, sondern der Russe. Um Bauske herum ist zwar viel gekämpft worden, es sind aber nur wenig Treffer in die tiefliegende Stadt geflogen. Dagegen haben die Russen von den 8000 Einwohnern weit über neun Zehntel weggetrieben und haben das Leben der Stadt dadurch zu ersticken versucht.

Da aber haben sie nicht mit der schneidigen Tüchtigkeit, mit dem Spürgeist und dem Betätigungseifer, dem praktischen Anpassungsverständnis und dem Verwaltungstalent eines preußischen Hauptmannes gerechnet, den eines schönen Tages der Befehl seines Königs als Etappenkommandant nach Bauske schickte. Der kam, sah und — arbeitete. Berief zuerst die Stadtverordneten und ernannte sich zum alten schwerfälligen einen neuen energischen Bürgermeister dazu (nicht etwa an Stelle!), drohte den Herren Stadtvätern, die zuerst bei den angesagten Sitzungen fehlten oder zu spät kamen, mit 100 Mark Geldstrafe und hatte sich fortan nie mehr zu beklagen. Dann entdeckte er in seiner Landsturmkompagnie, zu der Frankfurter und Darmstädter Söhne und Familienväter das Menschenmaterial liefern, alte Ziviltalente, und plötzlich fing allmählich im toten Bauske wieder etwas Leben an. Da brannte wieder das elektrische Licht, nachdem ein Treibriemen aus Insterburg gekommen war, da ging wieder die alte Wasser- und Dampfmühle, nachdem eine Division einen fachkundigen Müller gesandt hatte, den es unter den Hessen nicht gab. Und nun kommen von weither die Bauern und lassen gegen eine Abgabe von 40 Pfennigen auf den Zentner ihr Korn schroten. Sie kommen auch zweimal in der Woche zum Wochenmarkt, anfangs waren es nur zwei schüchterne Wagen, jetzt

ist der ganze Marktplatz dicht voll, und es gibt hier Eier, Milch, Butter, Gemüse und Obst zu erstaunlich billigen Preisen. Langsam fand sich der und jener versprengte Flüchtling wieder ein.

Die Stadt ist in sechs Polizeibezirke geteilt, und in jedem versieht ein Landstürmer als Polizist auch die Funktionen der Personenstandsaufnahme. Daher weiß man, daß jetzt schon wieder 800 Einwohner in Bauske sind. Und der Herr Etappenkommandant lehrt sie arbeiten. Bei Gott, er nimmt es ernst mit seinem Motto: Das Recht auf Arbeit wird niemand verkürzt! Das „Labora" geht zwar vor, aber auch für das „Ora" ist gesorgt. In das Dach der protestantischen Kirche war eine Granate eingeschlagen. Blech und Eisen fehlen in der Stadt, also wurde das Dach mit den russischen Firmenschildern des Marktplatzes geflickt, und an Stelle des verbannten deutschen Seelsorgers predigt der lettische Pastor jetzt deutsch: auch die Kirche ist „in Betrieb". Alles ist in Betrieb in Bauske. Der Etappenkriegsgerichtsrat ist als vielbeschäftigter Friedensrichter tätig, der Gerbereibesitzer und Lederhändler behandelt fachmännisch die von der Front zurückkommenden Kuhhäute, der Großgärtner, der früher ein paar tausend Zentner Sauerkraut für die Rigaer Garnison einlegte, tut jetzt das gleiche für die deutsche Armee. Ein Hotel kommt wieder in Betrieb, und das von den Russen gänzlich ausgeplünderte städtische Krankenhaus weist schon wieder fünfzig Betten auf und ist tadellos im Stand.

Die Stadt, die durch Brückenzoll, Markt- und Gewerbesteuer zu etwas Geld kommt und die auch das Recht erhalten hat, sich aus der Vermietung leerstehender Wohnungen und Läden eigene Einnahmen zu verschaffen, lebt langsam wieder ihr altes Leben, nur etwas sauberer, etwas ordnungsmäßiger. In alles schiebt sich so leise, unmerklich der Herr Etappenkommandant ein, bringt etwas Schwung und Fluß hinein und verschwindet dann, wenn die Räder in Gang gekommen sind, wieder ganz unmerklich. Nur sein Gedanke bleibt darin, sein Auge ruht auf den Dingen,

die Zivilbevölkerung bleibt unter dem Bann seiner energischen, praktischen, entschlußkräftigen Persönlichkeit. Ich glaube, wenn er noch ein einziges Mal dem Herrn Großgärtner und Sauerkrauthändler und namentlich seiner Mutter klarmacht, daß so ein stattlicher kräftiger Mann unbedingt heiraten müsse, dann geht der eingefleischte Junggeselle hin und heiratet; ebenso wie er wieder das Sauerkraut einlegt und in seinem gemischten Betrieb weiter — Wolljacken fabriziert!

Was so ein einzelner Mann nicht alles leisten kann, wenn er vom Prinzip aus handelt: bei gutem Willen geht alles, und wenn er, wie so ein Etappenkommandant, ein unbeschränkter kleiner König in seinem Kreis ist. Hier in Bauske ist zum Beispiel für die Soldaten gesorgt, daß die alten Landstürmer sich fast wie bei Muttern fühlen können. Ihre Holzbetten, ihre Lausoleen, ihre Badehäuser und was da sonst noch an Betrieben vorhanden ist, bauten sie selbst, aber da blinkt und blitzt auch alles. In der „Soldatenrast", in der Kranken- und der Verwundeten- wie Versprengtensammelstelle, überall gibt es jederzeit warmes Essen, Bäder, Zeitungen, überall ist es behaglich, gemütlich, mollig, und es wird noch weiter an Verbesserungen gearbeitet. Man sieht überhaupt keinen Menschen in Bauske, der nicht arbeitet.

Da ist zum Beispiel ein Russenlager von über 1000 Gefangenen draußen vor der Stadt. Ein riesiger alter Kuhstall eines fürstlich Lievenschen Gutes ist nicht zum Wiedererkennen in „eigener Regie" umgebaut; Entlausungsanstalt, Bäder, Kantine sind vorhanden. In der Schmiede werden Wagen repariert, der Kuhstall und der Pferdestall sind mit schönen Tieren versorgt, Schweinezucht wird betrieben, ein Geflügelhof tut sich auf. Jeder Mann, jeder Arm wird hier gebraucht. Die meisten der russischen Gefangenen sind auswärts tätig, als Erntekommandos auf Gütern und Pastoraten der Umgegend, als Holzfischer am Njemenek, als Arbeiter an einer neuen, schon einen Kilometer langen Landstraße. Wer im Innenbetriebe sitzt, schustert, schneidert, tischlert, baut Öfen und Latrinen, Wagen und Schuppen, melkt Kühe und be-

ſchlägt Pferde, hilft unten in der Stadt bei der Straßenreinigung, im großen muſtergültigen Pferdelazarett, im Elektrizitätswerk, in der Mühle. Alle ſind ſie dick und geſund, zufrieden und ruhig vergnügt. Und dabei hat der Etappenkommandant zu all ſeinen vielen Betriebszweigen, zu Wachen in der Stadt und im Kreis noch keine 300 deutſche Soldaten!

Das Beſte aber, was in Bauske geleiſtet worden iſt, das iſt die deutſche Schule. Im Gebäude einer ruſſiſchen Mädchenſchule erſchien eines Tages der Herr Hauptmann und ſetzte einen Unteroffizier eines Armierungsbataillons als Rektor ein. Zufällig war allerdings dieſer Unteroffizier, wieder ſo eine echt hunniſche Barbarei, auch im Zivilberuf Rektor. Eine deutſche Schule mit deutſcher Unterrichtsſprache wurde eröffnet, mit vier Klaſſen und einer gehobenen Klaſſe, völlig unentgeltlich und mit freien Lehrmitteln. Allerdings herrſchte vom gleichen Tage an in Bauske allgemeiner Schulzwang, und die Bürger bezahlten eine Schulſteuer, die von einer Steuerkommiſſion für Familienvorſtände und ſelbſtändige Gewerbetreibende in vier Klaſſen mit einer, zwei, vier und ſechs Mark monatlich abgeſchätzt wurde. Dafür wird aber auch allen Kindern, die doch zum großen Teil ſehr armen Kreiſen entſtammen, am Mittag eine ordentliche dicke Suppe mit Gemüſe- und Fleiſcheinlagen verabfolgt. Die Küche wird übrigens auch durch Strafgelder der guten Bürgerſchaft finanziert. Die Schule ſteht dem ganzen Kreis Bauske offen, nur bezahlen die Kinder, die von weiterher kommen als drei Kilometer im Umkreis der Stadt, fünf Mark monatliches Schulgeld. Das geſchieht, um das flache Land nicht zu entvölkern. Immerhin ſtammen von den 160 Schülern der Anſtalt doch 30 vom Lande. Ein eingeborener Lehrer und vier lettiſche Lehrerinnen ſind tätig, und es war eine Freude, den Eifer und die Gewiſſenhaftigkeit dieſes ganzen Schulbetriebs kennen zu lernen, der bald in zwei für Mädchen und Knaben getrennten Schulen eine weitere Ausgeſtaltung erfahren wird.

Inzwiſchen arbeitet der Herr Etappenkommandant ſchon wieder weiter. Er ſammelt in ſeiner Beuteſammelſtelle alte beſchädigte

Maſchinen und Uhren, Porzellan und Eiſenwaren, er repariert und beſtellt in Deutſchland Erſatz, er vermittelt das Brauchbare wieder der Bevölkerung für ihre Betriebe und läßt allmählich immer mehr Zweige des Wirtſchaftslebens wieder erwachen. Ja, er denkt ſchon, ganz deutſch, an ein großes Denkmal über der ruſſiſchen Kirche zu Ehren der in Kurland auf altdeutſchem Ordensritterboden Gefallenen. Aber er braucht wirklich kein Denkmal zu bauen, dieſer Etappenkommandant und Gebieter eines Bezirks, der ſo groß iſt wie drei oder vier deutſche Kreiſe. Das ſchönſte Denkmal für ſich und ſein Volk hat er ſich durch ſeine Arbeit geſetzt, durch ſeine ſtille, jeder Ruhmredigkeit ſo abholden Wirkſamkeit und Pflichterfüllung. Er wäre ganz ſicher auch ein famoſer Frontoffizier, dieſer preußiſche Hauptmann, und er war es ja auch lange, aber er iſt ein Wirtſchaftsoffizier, wie man ſie ſich in vielen, in ungezählten Exemplaren wünſchen möchte, für den Krieg — und für den Frieden.

2. Mitau

Mitau, im November.

Beim Kirchgang in die alte Trinitatiskirche war es mir, als ob die Lebenserinnerungen des liebenswürdig beſchaulichen Theodor Pantenius Wirklichkeit geworden wären. Da kamen ſie an dieſem fröſtelnd kühlen Novembertag angetrippelt mit den dicken Filzſchuhen und ſchwarzen altmodiſchen Pelzjacken, dieſe lieben alten Damen, von denen er plaudert: das kluge und gute Mamachen Denffert, das kleine hagere Tante Mälchen mit ſeinen grünen Augen und der ſcharfen Habichtsnaſe, das in der Predigt immer ſchlief und im Alter der Kleptomanie verfiel; ja auch die alte Paſtorswitwe von Dobeln war ſicherlich dabei, die ſich nach neuntägiger Ehe von ihrem Manne ſcheiden ließ, weil er mehrfach ihre Handtücher benutzte, und die ſeither kein männliches Weſen um ſich duldete, nicht einmal den Hahn auf dem Hofe. Aber auch der ſchmalſchultrige, hagere und würdevolle Paſtor Moritz

Conradi kam daher, und der alte feine Oberlehrer vom Gymnaſium war darunter, der viele theologiſch-wiſſenſchaftliche Bücher ſchrieb, ſie aber nach horaziſchem Rat ein paar Jahre liegen ließ und dann ausnahmslos nicht veröffentlichte, ſondern verbrannte, weil ſie ihm nicht mehr genügten. Es war Alt-Mitau, und es war — Alt-Deutſchland, was da ernſt, feierlich, andächtig durch die ſonntagsſtillen Straßen zur Kirche wandelte.

Pantenius nennt ſeine Vaterſtadt einmal nüchtern, und er mag recht haben, wenn er ſie im Geiſte mit dem übermütig lebensluſtigen, von kecken Studentenſtreichen erfüllten Dorpat verglich oder mit dem lebhaft anregenden Handelsgeiſte Rigas, oder gar mit dem politiſierenden Berlin der Konfliktsjahre, in das er zum Studium zog. Aber dieſe Nüchternheit, die ſtille Abgeſchiedenheit und Abgeklärtheit des Städtchens und ſeiner Menſchen, die wirken gerade inmitten des Kriegslärms jetzt ſo anheimelnd, ſo zauberhaft, ſo deutſch.

Es iſt hier alles ſo ganz anders wie in Bauske. Dort ſtehen die altdeutſchen Erinnerungen noch trutzig und markig über der Stadt in der alten Ruine der Ordensburg, die hoch über den ſchäumenden Fluten des Njemen und der Muſcha als gewaltiges Wahrzeichen deutſchen Willens, deutſcher Tatkraft thront. Die Bauskenburg Johanns von Mengede wirkt noch im toten Gemäuer erhebend und wuchtig, gerade jetzt, wo deutſche Macht und deutſche Herrſchaft wieder in das alte „Gottesland", Kurland, eingezogen ſind. In Mitau ſteht die Burg des Ordensmeiſters Konrad von Mandern längſt nicht mehr, in dem flachen, ſumpfigen Lande der breitſtrömenden Aa, zwiſchen den ſanften, prangenden, leuchtend grünen Wieſen hat ſie wohl nie ſolch überragenden Charakter gewonnen, war ſie wohl nie Ausdruck ſo machtvollen Herrſcherwillens wie die Bauskenburg. Aber in Mitau ſaß das zähe und ſtill kräftige Literatentum, hier warb die deutſche Kultur um die Herrſchaft; ſie lag in den Menſchen und überlieferte ſich den kommenden Geſchlechtern. Da lebten in der kurländiſchen Hauptſtadt jene Paſtoren vom kernigen Ge-

ſchlechte der Pantenius und Conradi, jene alten Oberlehrer der deutſchen Schule, und arbeiteten, wirkten, wurden geſchätzt und gütig belächelt, gewannen aber in den ſchlimmen Zeiten panſlawiſtiſcher Ruſſifizierungspolitik prachtvollen inneren Halt und ſtolze Feſtigkeit für ſich und ihre Umgebung. Auf den Schlöſſern das deutſche Herrentum, in der Stadt das deutſche Literatengeſchlecht, das ergänzte und ſtützte ſich. Und von den Literaten kam nicht ein einziger in Gefahr, von dem äußeren Glanz fürſtlicher Hofhaltung und höfiſcher Beziehungen geblendet und ſeinem tiefinneren Deutſchtum entzogen zu werden.

Mitau macht heute vielleicht deshalb auch einen ſo beſtimmt deutſchen Eindruck, weil es neben ſeinen neueſten feldgrauen Mitbürgern faſt nur noch deutſche oder doch deutſchſprechende Einwohner hat. Früher gab es von den etwa 50000 Köpfen der Bevölkerung 10000 bis 12000 Deutſche, ungefähr ebenſoviel Juden und 20000 bis 25000 Letten mit einem geringen Einſchlag von Polen und Litauern. Das ruſſiſche Element beſtand nur aus einer dünnen Beamtenſchicht und iſt jetzt reſtlos verſchwunden, ebenſo wie die ruſſiſche Gewalt alles Jüdiſche aus der Stadt vollkommen entfernt hat. Dieſe Juden lebten in weſentlich gehobenerer Lebenshaltung als etwa ihre Brüder in Polen. Kulturell und ſprachlich waren ſie durchaus deutſch, ihr Verhältnis zu den Deutſchen war gut, ihre Vermittlertätigkeit in Handel und Wirtſchaftsleben war geachtet und geſchätzt. Ihr tätiger und findiger Sinn fehlt gerade jetzt der von den Ruſſen geplünderten und lange Zeit von aller Zufuhr abgeſchnittenen Stadt ſehr. Der politiſche Radikalismus der jüdiſchen Intelligenz bildete auch eine kleine, obgleich ſchwache Brücke zum gleichfalls radikalen Lettentum, während das Deutſchtum im ganzen konſervativ blieb, weil es inſtinktiv fühlte, daß von der nationaliſtiſchen und panſlawiſtiſchen ruſſiſchen Maſſe noch weniger Schonung für deutſche Art zu erwarten ſtand wie vom Zarismus, der doch immerhin durch baltiſche Adelige am Hofe einigermaßen mildernd beeinflußt werden konnte.

Nahezu völlig verſchwunden iſt auch die lettiſche Bevölkerung, die ruſſiſchen Einflüſterungen und Verhetzungen ſo zugänglich war und allen antideutſchen Märchen glaubte. Sie irrt jetzt im Innern Rußlands umher, wird dort, da man ihre Sprache nicht verſteht, den Deutſchen gleichgeachtet und büßt ſchrecklich am eigenen Leibe ihre Leichtgläubigkeit. Für die Zukunft mögen dieſe neulettiſchen Erfahrungen mit den Ruſſen politiſch nicht unwichtig ſein, namentlich wenn es ſich herausſtellt, welch geringen Wert die Gutſcheine beſitzen, die die ruſſiſche Verwaltung den Letten nach freier, eigener lettiſcher Einſchätzung in beliebiger Höhe ausſtellte dafür, daß ſie Beſitz und Güter in deutſcher Hand ließen und mit den Ruſſen abzogen.

Auch von den Deutſchen ſind viele gewaltſam entfernt oder verbannt worden. Es war ja verboten, öffentlich die deutſche Sprache zu gebrauchen, und wenn der Satz: „Gib mir eine Zigarette," anfangs nur 10, ſpäter 100 Rubel Geldſtrafe koſtete, ſo gab es mit den ſich häufenden ruſſiſchen Niederlagen immer härtere Freiheitsſtrafen. Das Beiſpiel der jungen, ſechzehnjährigen Baroneſſe, die ihr in deutſcher Sprache verfaßtes Tagebuch verlor und dafür, nur weil es deutſch geſchrieben war, jetzt in irgendwelchem ruſſiſchen Kerker ſchmachtet, iſt leider nicht vereinzelt. Alles, was nach Führer ausſah und was ſich früher kulturell-deutſch betätigt hatte, iſt von den Ruſſen entfernt worden. So blieben nur vielleicht 8000 Deutſche in Mitau zurück. Es wären längſt nicht ſo viele, wenn nicht ein Deutſchenpogrom der ruſſiſchen Soldateska durch den überraſchend ſchnellen Einzug unſerer Truppen damals verhindert worden wäre. Aber die Zurückgebliebenen leben nun nach banger Zeit wieder auf, freuen ſich der Freiheit ihrer Sprache und ihrer Sitten. Die Klärung aller politiſchen Fragen überlaſſen ſie vertrauensvoll der Zukunft, ihr Verhalten wird ja auch taktvoll und richtig von der deutſchen Verwaltung nicht in einer Weiſe beeinflußt, die ſie etwa mit dem ja nach formellem Rechte noch gültigen, dem Zaren geleiſteten Treueid in Widerſpruch brächte. Daß in der alten ritterſchaft-

lichen Landesschule, die eine Realschule und ein humanistisches Gymnasium umfaßt, nun wieder Deutsch gesprochen wird, ist ja ein altes Privileg. Das war bis tief in die achtziger Jahre so, bis diese deutschen Schulen, wenigstens als öffentliche Schulen, geschlossen werden mußten. Nach der Revolution des Jahres 1905 bekam das Deutschtum dann wieder etwas Luft. Seine Schulen durften wieder geöffnet werden, die Unterrichtssprache war wieder Deutsch, und nur die Examina mußten in Russisch abgelegt werden. Auch die „Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst" kann in ihrem reichhaltigen Museum wieder wissenschaftliche Sitzungen abhalten, allmählich die auf russischen Befehl entfernten deutschen Bezeichnungen zu den alten kurländischen Erinnerungen an den Wänden und in den Kästen wieder anbringen und die Vorbereitungen für einen von den Russen verbotenen deutschen Museumskatalog fortsetzen. Das alles widerspricht dem Treueid nicht!

Weniger deutsch als in dem Wesen seiner Bewohner ist Mitau in seiner Architektur, die das in den weiten, prächtigen Waldungen im Überfluß vorhandene Holz als billiges Baumaterial benutzt. So kommt es, daß nicht allzuviel ganz alte Häuser in Mitau zu finden sind, wenn sich auch bei Neubauten ein alteinfacher und schöner Stil vererbt hat, der auf Schmuck und Schnitzereien verzichtet, eine klare und bestimmte Linienführung liebt und den ein- oder zweistöckigen Häusern etwas Ruhiges, Selbstsicheres, Bescheiden-Würdiges verleiht, das zum Wesen der Bewohner gut paßt. Man kann deshalb sehr wohl sagen, daß es vornehme und gute Patrizierhäuser in Mitau gibt, in der Großen Straße, in der Bachstraße am Flusse, in der Schreiberstraße am Jakobskanal namentlich. Auch die neuen Viertel halten auf Tradition und Sitte, wie zum Beispiel die Häuschen, die sich Lehrer der Landesschule an eine „Schulmeisterstraße" stellten. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es nicht auch in Mitau „moderne" Häuser gibt, graue Kästen, „mit allem Komfort" eingerichtet, die nun ihre ganze trauliche Umgebung mitleidslos er-

drücken. Ein solcher Neubau hat vor wenig Jahren das alte Holzhäuschen hinweggerafft, in dem einst Yorck von Wartenburg in der Wallstraße wohnte.

Etwas günstiger meinte es das Schicksal mit einem Hause in der Grünhöfschen Straße. Als Peter der Große im Jahre 1697 durch Mitau kam, soll er nach sicherer Überlieferung beim Bau dieses Hauses hinzugetreten sein und geholfen haben, einen Balken auszuhauen. Dieser Balken wurde dann im Hause mit einem grünen Tuch umzogen und mit einer entsprechenden Inschrift versehen. Inzwischen aber wurde aus dem Haus eine Kaserne, und vielleicht hatten schon vor dem Krieg russische Soldaten solche Vorliebe für grünes Tuch, wie sie ihren heutigen Kameraden beim Anblick von Billards eigen ist. Kurz, Inschrift und Tuch sind verschwunden, die Balken tragen noch in dem Hause, das heute eine Mädchenschule beherbergt, aber welchen von den vielen die Axt des zarischen Zimmermanns auszeichnete, das weiß man nicht mehr. Wie man ja überhaupt von so vielem historisch Interessanten im heutigen Mitau keine Überlieferungen und keine Wahrzeichen mehr besitzt. Wie sollte das auch anders sein in einer Stadt, deren Holzgebäude im Laufe der Jahrhunderte immer und immer wieder in Flammen aufgingen.

Denn die ganze Geschichte dieser Stadt ist ja Krieg, ist Raub, Plünderung, Zerstörung. Als kleines „Hakelwerk" entstand sie, als eine palissadengeschützte Kaufmanns- und Händlerniederlassung um die in der Mitte des 13. Jahrhunderts gebaute Ordensburg herum, das „Haus Mitau", das „mitten in der Au", oder „mitten in der Aa" gelegene. Und alsbald wurde sie ein Spielball der Kämpfe des Ordens mit Heiden, Litauern und Polen, wie sie später in rasch wechselnden Besitz von Schweden, Polen und Russen kam, immer wieder ausgeraubt und verbrannt und doch immer wieder aufgebaut wurde. Es läßt sich kaum ausrechnen, wie oft sie ihren Herrn wechselte, wie oft sie gebrandschatzt wurde. Der Ratsherr und spätere Bürgermeister Jakob Busselberg meinte wohl im Jahre 1625 nach einer dreitägigen

Plünderung und Brandstiftung der Schweden bitter: „Weder Heiden noch Juden, weder Türken noch Tataren können es jemals an irgendeinem Orte ärger getrieben haben!“ Aber da kannte er die Russen des Jahres 1915 noch nicht, die nicht nur Fabriken, Brücken und Steinhäuser sprengen, sondern die dazu noch seelische Qualen unerhörtester Art erfinden. Im Jahre 1812 verbrannte der russische Gouverneur vor dem heranziehenden Korps Macdonald die Drixebrücke, „um die Stadt vor Plünderung zu bewahren“. Damals verwalteten zwar die Preußen die Stadt ganz ausgezeichnet, aber die Vertreibung des französischen Elements und die Rückkehr der Russen feierte man jubelnd. Die einzigen hundert Jahre, die die Stadt seit ihrem Bestehen äußerlich Frieden hatte, waren jedoch so voll harter innerer Kämpfe, daß sie auch hier nicht zur Ruhe und geschlossener Entwicklung gelangte. Im Jahre 1915 zerstörten die Russen die Drixebrücke und große Stadtteile jedenfalls aus anderen Beweggründen. Und wie man heute ihre Rückkehr aufnehmen würde? Aber davon ist ja gar nicht zu sprechen!

Unter den größeren öffentlichen Gebäuden Mitaus ist wohl das mächtigste das Schloß. Von der ursprünglichen Anlage der Ordensburg, die der erste Herzog von Kurland, Gotthard Kettler, vielfach umgebaut und erweitert und der prunkliebende Friedrich Kasimir später reich mit Malereien und Stuckarbeiten verziert hatte, ist keine Spur mehr zu finden. Die Burg litt sehr unter der Beschießung Peters des Großen, verfiel dann völlig, und als Ernst Johann Biron kurländischer Herzog wurde, sprengte er die alten Ruinen und betraute den Grafen Rastrelli, den Architekten des Petersburger Winterpalais, mit dem Neubau. So entstand eine leider im Ausbau wohl nie völlig fertig gewordene mächtige Anlage, die Herzog Biron im Innern prächtig ausstattete. Im Laufe der Jahre hat aber das Schloß durch zahlreiche Brände schwer gelitten. Schließlich wurde es zu Wohn- und Bureauzwecken der russischen Gouverneure umgebaut. Aus der Herzog Bironschen Zeit stammen nur noch ein paar prächtige

altholländiſche Kamine und Öfen, Spiegel und Wandteppiche, die zum Teil Birons Gemahlin ſelbſt gefertigt hat. Einem ruſſiſchen Gouverneur iſt es zu danken, daß die flache und Überſchwemmungen der Aa ſtets ausgeſetzte Schloßinſel durch einen Damm geſchützt wurde und daß allmählich auf ihr ein herrlicher Schloßgarten angelegt ward.

In ihm ſteht jetzt noch ein ganz neues, ſehr hübſches Gebäude, das noch nicht ganz fertiggeſtellt iſt. Obgleich eigentlich ein Zweifel dem ganzen Bau nach nicht gut möglich war, fragte ich einen alten Mitauer Bürger, ob es ein neues Theater ſei. „Pfui, ein Theater! Ein Kinotheater mit Zirkuseinrichtung iſt es!“ Und da muß ich zum Verſtändnis des mit baltiſchen Eigenheiten nicht Vertrauten hinzufügen, daß das Wörtchen „pfui“ nichts Häßliches oder Abſprechendes hat, ſondern ſehr häufig im Sinne von: „Aber nein, wo denken Sie hin,“ gebraucht wird. Denn die Mitauer denken nicht etwa ſchlecht vom Theater. Es gab hier ſchon im 18. Jahrhundert ein Komödienhaus, und ſpäter kam die rigaiſche Schauſpieltruppe zu regelmäßigen Gaſtſpielen herüber in das Theatergebäude, das an der Stelle des heutigen Muſeums ſtand. Freilich der Glanz Friedrich Kaſimirs, der eine italieniſche Oper, eine Hofkapelle und eine Falkonerie unterhielt und dem Mitau bezeichnenderweiſe zwei neue Zünfte, die der Perückenmacher und der Maler, verdankte, wurde nicht mehr erreicht. Aber wenn die Geiſtinger, die Riſtori oder Friedrich Haaſe zu Gaſtſpielen kamen, ſo in der Johanniswoche, in der von den Gütern die Edelleute zur Abwicklung ihrer Geſchäfte mit Frauen und Kindern zur Stadt reiſten, dann ging es hier hoch her.

Da herrſchte namentlich ein lebhaftes Treiben auf dem Marktplatz und im Gaſthof „Kurland“. Dieſer Gaſthof ſteht noch ſo, wie er vor über hundert Jahren gebaut wurde, und iſt, wie auch die Druckerei hier, ſeltſamerweiſe ein Fideikommißbeſitz. Der Erbauer hatte ſich mit den Mitauer Handwerkern verzürnt und berief zur Ausführung ſeines Planes Schweden nach Mitau. Die haben ihre Sache ganz vorzüglich gemacht. Das mächtige,

wohlgegliederte und edle Haus beherrſcht völlig die eine Seite des großen quadratiſchen Marktplatzes, es hat eigene Form und doch Anpaſſung an den Geiſt und die Überlieferung der Stadt. Und es gibt auch heute noch keine „Hotelglocke“, ſondern einen ſchweren alten meſſingenen Türklopfer. Wenn da in ſpäter Nacht einer nach Hauſe kommt, der irgendwo anders zu ſtark gekneipt hat, und dann lange den Türklopfer bearbeitet, bis ihm ein verſchlafener Hausknecht öffnet, dann dröhnt das lärmend durch das ganze Haus, und man ſchreckt zuerſt ärgerlich auf. Aber die Schadenfreude über den Störenfried, der da draußen nun zur Strafe frieren oder naß werden muß, wirkt im warmen Bett doch wieder behaglich und erleichtert das Einſchlafen.

In ein Waſſerbaſſin auf dem Marktplatz mündet der zur Verbeſſerung des Trinkwaſſers der Stadt vom Herzog Jakob gebaute Jakobskanal, und in dieſem Waſſerbecken ſpiegelt ſich der hohe Turm der St. Trinitatiskirche. Gotthard Kettlers Witwe hat zu Ende des 16. Jahrhunderts den Bau begonnen; der Turm iſt erſt faſt hundert Jahre ſpäter vollendet worden. Der alte ſchöne Schmuck dieſer Kirche, die reich geſchnitzten Chöre der blauen, grünen und gelben Bürgergarde ſowie einzelner Familien ſind jetzt verſchwunden; auch die zahlreichen alten Grabſteine und Grabkapellen ſind entfernt, die noch aus der Zeit ſtammten, da man die Leichen in der Kirche beſtattete. So wirkt der Bau kalt und nüchtern, ebenſo wie derjenige der lettiſchen Kirche, die übrigens wie eine kleinere Nachahmung der Trinitatiskirche ausſieht.

Die wirtſchaftliche Bedeutung Mitaus iſt heutzutage faſt ebenſo verblaßt wie ſeine Stellung als Mittelpunkt des kurländiſch-politiſchen Lebens. Der weitblickende Herzog Jakob hatte mit ſeiner Handels- und Kolonialpolitik einſt Anſätze gemacht, Mitau zu induſtrialiſieren. Er zog deutſche und niederländiſche Handwerker heran, und bei der Anlage der vielen Fabriken, die ihm zu danken iſt, erhielt Mitau einen Stahlhammer und eine Buchdruckerei. Aber die kriegeriſchen Ereigniſſe und der mehr

prachtliebende als wirtſchaftliche Sohn Friedrich Kaſimir ließen dieſe Anſätze verkommen. Immerhin waren zuletzt in Mitau einige Wachstuchfabriken, Ziegeleien, Mühlen, eine Brauerei und eine Konſervenfabrik in Betrieb, und ſo entwickelte ſich auf flachen Schleppbooten ein Handelsverkehr auf der Aa. Allein die Aa hörte oberhalb Mitau auf, ſchiffbar zu ſein, und ein längſt ausgearbeiteter, gar nicht ſonderlich teurer Plan ihrer Schiffbarmachung bis Bauske kam unter ruſſiſcher Herrſchaft nicht zur Verwirklichung. Vielleicht kann Mitau nach dem Kriege dadurch neue Wirtſchaftsquellen für ſich erſchließen. Die Aa dient heute hauptſächlich zur Beförderung der ungeheuren Mengen von Bau- und Brennholz, die aus den Kronforſten an den Ufern des Oberlaufes von Memel und Mus ſtammen. Früher wurden die Blöcke einfach in den Fluß geworfen und trieben hinab. In Mitau fiſchte ſich dann jeder Bürger ſo viel Kubikfaden mit Bootshaken heraus, wie er vom Staate gekauft hatte. In den letzten Jahrzehnten übernahm ein Flößerverein den Handel und Vertrieb. Etwas ſparſamer geht man jetzt ja auch in Rußland ſchon mit dem Holze um.

Herzog Jakob gründete das Städtchen Jakobſtadt an der Düna und bevölkerte es ſeinerzeit hauptſächlich durch das Verſprechen der dauernd freien Lieferung von Brennholz. Auch die ruſſiſche Regierung wahrte das alte Privileg. Nur wies ſie das Holz nicht in den rings um Jakobſtadt liegenden weiten Wäldern an, aus denen es nur wenige Werſt weit herzufahren war, ſondern in Wäldern, die viele Dutzende Werſt weiter entfernt lagen. Da das Holz nur perſönlich verbraucht, nicht aber verkauft werden durfte, waren die guten Bürger von Jakobſtadt trotz ihrer beſtehenden Rechte die Geprellten. Hoffentlich aber reicht der kurländiſche Holzreichtum noch lange Jahrzehnte, um Mitau ſeine anheimelnden Häuschen ſtets wieder ergänzen zu laſſen, die ſo ſtill und friedlich und traulich warm ausſehen. Daß die Menſchen, die hier wohnen, ihre Stammesart und Sitte weiter bewahren, daß Mitau auch künftig eine Stätte deutſcher Kultur und deutſcher

Arbeit bleibe, das darf man zu hoffen wagen, auch ohne damit an Fragen des Kriegszieles und des künftigen politischen Besitzes rühren zu wollen.

3. Von Tuckum nach Talsen

Talsen, Mitte November.

Als im Jahre 1613 der „hochgedachte" Fürst Friedrich, des ersten kurländischen Herzogs Gotthard Kettler Sohn, die „gantze Landschafft" Kurland und Semgallen nach Doblen berief und daneben noch einen besonderen Landtag für kurze Zeit darauf nach Tuckum ausschrieb, da erwog die versammelte Landschaft zu Doblen, „daß beyder, Zeit und Ohrt, des auf den 29. Novbr. zu Tuckum ausgeschriebenen Landtags, wegen bösen Weges und daß man daselbst nicht wol unterkommen können, ungelegen were"! Ei, ei, es ist doch nicht uninteressant, in alten Chroniken herumzustöbern. Im Jahre des Unheils 1915 saßen wir, auch in den Novembertagen, in Mitau, und die bange Frage der Fahrbarkeit des Weges nach Tuckum konnte fast an den Blumenblättern abgepflückt werden: Es geht, es geht nicht, es geht, es geht nicht ... Da war an einem Tage ein Pferd mitten in der Straße ertrunken, am nächsten behauptete einer schlankweg, im Auto durchgefahren zu sein; am dritten berichteten zwei Autolenker, daß sie Kühler und Achsen zerbrochen hätten, und am vierten endlich hatte einer die 60 Kilometer dazu noch bei Dunkelheit in knappen zwei Stunden glatt und ohne Panne bewältigt. Dieser eine aber war eine Amtsperson, der zu glauben staatsbürgerliche Pflicht war. Und da es außerdem seit zwei Tagen kräftig fror, fuhren wir vertrauensvoll los, seit langer Zeit wieder einmal vergnügt im Auto, ungeschüttelt, glatt, im herrlichen Tempo, wie auf einer Rennstraße.

Und trotzdem hatten die edlen Herren des kurländischen Landtags im Jahre 1613 sicherlich ebenso recht wie die warnenden Stimmen unserer Tage, wie denn in den Wegeverhält-

Die Bauskenburg am Zusammenfluß von Memel und Mus

Die Schule des Etappenkommandanten von Bauske mit dem Unteroffizier als Rektor

Patrizierhaus in der Schreiberſtraße in Mitau; Holzarchitektur

Lettiſche Grabſitten auf dem Friedhof in Kandau

niſſen des Gottesländchens über die Jahrhunderte hinweg kaum eine Veränderung eingetreten iſt. Wege zu unterhalten war Sache der Rittergüter und wurde mit der Verpachtung und dem Verkauf der „Geſinde", der Bauernhöfe, Sache der Bauern. Dafür, daß der Bauer in jedem Jahre einmal den vom Rittergute zu liefernden „Grand", den Kiesſand, anzufahren und zu ſchütten hatte, bekam er den Hof entſprechend billiger. Nun ſtarb der Bauernkäufer, und Sohn und Enkel dachten nicht mehr an die billigere Kaufſumme, ſondern nur noch an die Wegelaſt. Sie vergaßen dabei ganz, daß infolge der rein ritterſchaftlichen Verfaſſung des Landes ihre ſteuerliche Inanſpruchnahme ſehr gering war, und daß die Unterhaltung der Wege nicht für den Gutsherrn, ſondern doch für die Allgemeinheit geſchah, daß die Wegelaſt alſo eine Art Kommunal- oder Kreisſteuer darſtellte. Wenn man auf dieſen Wegen fährt, ſieht man rechts und links am Ackerrain kleine ſaubere Schildchen in ganz unregelmäßigen Abſtänden, manchmal nur 6, manchmal 100, oft 1000 Meter voneinander entfernt. Darauf ſteht der Name des Bauern, dem die Wegelaſt der betreffenden Strecke zufällt. Gar oft iſt ein Bauernhof an den urſprünglichen Herrn zurückgefallen, und dieſer hat die Wegelaſt des Hofs einem andern Bauern verkauft, ſo daß auf deſſen Hof dann zwei Laſten liegen. Sicherlich hat ſolche Art des Wegebaues bis in die jüngſten Tage den Anſprüchen genügt. Die Landſtraßen waren zwar ſchmal, aber ſauber, ſie wanden ſich in vielen Drehungen und Abſchweifungen, aber doch wieder dafür abwechſlungsreich und maleriſch durch Felder und Wälder. Der einzige Laſtenverkehr war landwirtſchaftlicher Natur, und der Landwirt hatte in der Erntezeit und im Herbſt mit dem Beſtellen des Bodens ſo viel zu tun, daß er zufrieden war, ſeine Vorräte aufſtapeln und ſie erſt zur Zeit des Wegefroſtes im weniger arbeitsreichen Winter abfahren zu können. Im regenreichen Frühjahr und Herbſt, wenn alles durchweicht und aufgelöſt war, fuhr eben kein vernünftiger Menſch auf Kurlands Straßen umher. Nun kam ja allerdings in den letzten Jahren ſchon die

Industrie auf. Sehr viel Eisenbahnen zur Anfahrt und zum Abtransport ihrer Lasten standen ihr nicht zur Verfügung, für die Wegeunterhaltung hatte sie nichts zu bezahlen. Sie zerfuhr nur heillos zu jeder Jahreszeit die Straßen und ärgerte somit dauernd den Bauern und Gutsherrn, denen sie nur die ländlichen Arbeitskräfte abzog und zudem noch die Wege zerriß; gleichwohl übersah das Urteil der wirtschaftlich Denkenden ihren Nutzen für so manches kleine Städtchen durchaus nicht. Hält man nun noch die Flucht der lettischen Bauern vor den bösen Deutschen dazu, erwägt man, daß sie in diesem und auch schon im vorigen Herbst ihre Wegelasten nicht erfüllten, und stellt man ferner noch den gewaltigen Betrieb der Pferde- und Autokolonnen der beiden Heere in Rechnung, dann wird man den Zustand der kurländischen Straßen besser verstehen. Denn kommt man von der großen Heeresstraße auf stillere Pfade und fährt einmal ein Stückchen, das der Bauer trotz aller Kriegssorgen richtig instand gehalten hat, so ist das trotz allen Herbstregens gar nicht so schlimm. Es ist gewiß keine deutsche Landstraße, aber es ist vor allem keine polnisch-russische! Auch die kurländische Straße ist doch schon ein Ausdruck höherer, deutscher Kultur des Ländchens.

Wir gelangten also jedenfalls auf den erst herbstlich-nassen und jetzt leicht gefrorenen festen Kieswegen in prächtiger Fahrt nach Tuckum. Aber da gebe ich den edlen Herren des kurländischen Landtags vom Jahre 1613 noch heute recht, „daß man daselbst nicht wol unterkommen können". Es ist ja ein kleines Nest, so lieblich es auch an die sanften Berge und Hügel sich anschmiegt. Der Mühlenbach, der aus dem Kangersee kommt und in die Abau fließt, dehnt sich vor Tuckum in behaglichen Windungen und bildet in seinem breiten Tale Sümpfe und Seen. In den stillen Wassern spiegeln sich die Dächer und Türmchen von Tuckum, das drüben an den Hängen liegt, und so gestaltet sich das Gesamtbild der Stadt sehr reizvoll. Die alten Baumeister des Deutschen Ordens haben einen starken, natürlichen

Sinn nicht nur für das militäriſch Beherrſchende, ſondern auch für das landſchaftlich Überragende ihrer Burgen gehabt. Die Ordensburg Tuckum — mag ſie nun, was ſehr umſtritten iſt, Gottfried von Rogga oder Eberhard von Monheim gebaut haben — war ſicherlich ein leuchtendes Wahrzeichen am großen „Hellweg", an der Heerſtraße von Riga über Goldingen nach Königsberg und Danzig, und das kleine Hakelwerk, das ſich um ſie herumlegte, ſah manchen Ritter und Kaufherrn auf ſeiner Reiſe. Die Burg verfiel. Das „feſte Haus" Tuckum war im Jahre 1622 gerade ſo feſt, daß 40 ſchwediſche Reiter es unverſehens berennen und erobern konnten, trotz der „Stacketen und Gräben". Da der Adel der Umgegend ſein Hab und Gut dahin gerettet hatte, konnten die ſchwediſchen Reiter ſehr wohl Silber und Gold mit den Sturmhüten unter ſich teilen. Auch von einem Schloß, das Herzog Jakob ſpäter hier bauen ließ, ſieht man heute nur noch einen Turmanſatz und verfallene Mauerreſte in einem Garten, wie ja dieſes beſten kurländiſchen Herzogs Werke alle zerronnen ſind: der Kupferhammer wie der Tiergarten von Tuckum. Heute gibt es nur noch eine Malzfabrik zur Herſtellung von Malzkaffee. Die Ruſſen haben in ihrer nimmer ermüdenden Fürſorge für unſer Heer in die Keller dieſer Fabrik eine Unzahl von Ziegelſteinbacköfen eingebaut, die eine ganze Armee mit Brot verſorgen können. Die Arbeit wurde in anerkennenswerter Weiſe ſo beſchleunigt, daß ſie gerade beendet war, als die deutſchen Reiter im Juli einritten. Viel gelitten hat das Städtchen in den Kämpfen nicht, jedenfalls viel weniger als in der Revolutionszeit des Jahres 1905, als es der Mittelpunkt der aufſtändiſchen Letten war und dort der berüchtigte Überfall auf die ruſſiſchen Dragoner erfolgte, der dann endlich die ruſſiſche Regierung zum Einſchreiten bewog. Diesmal ſind die deutſchen Reiter ziemlich unbeläſtigt hereingekommen, denn die Ruſſen flohen Hals über Kopf. Nun iſt die einſt vollſtändig verlettete Stadtverwaltung wieder in deutſchen Händen. Einer Magiſtratsſitzung können wir unverhofft als Gäſte beiwohnen, und da erzählt man recht intereſſant aus Tuk-

kums ſchönen und ſchweren Tagen. Ein prachtvoller, behäbiger alter Advokat iſt da der Bürgermeiſter und ſpricht mit würdevoll ſchwerer Stimme ſein Verdammungsurteil über die wortbrüchige ruſſiſche Verwaltung, die das alte Privileg der deutſchen Verkehrsſprache in ihrer Periode der Ruſſifizierungspolitik beſeitigte. Ein famoſer alter Landarzt ſchaut da mit gütigen Augen hinter den goldenen Brillengläſern hervor und erzählt von den Wohltätigkeitsbeſtrebungen der deutſchen Rittergutsbeſitzer und von der Undankbarkeit und Hinterhältigkeit der Letten dem gegenüber. Einmal, in der Stunde der höchſten Not, als der lettiſche Stadtkaſſierer mit 60 000 Rubeln ſpurlos verſchwunden war, da konnte man die Deutſchen brauchen und wählte den Arzt wieder in den Magiſtrat. Aber kaum war die Geſchichte wieder in Ordnung und die Kaſſe wieder einigermaßen betriebsfähig, da warf man ihn auch ſchon wieder heraus und wirtſchaftete allein weiter!

Es war ein kleiner Umweg, aber es lohnte ſich, bei der Weiterfahrt das von der Reckeſche Schloß Neuenburg zu beſuchen. Die Ordensburg, die hier um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts an dem Einfluß eines kleinen Nebenbaches in die Abau errichtet wurde, iſt eine der wenigen, welche dauernd bewohnt und ausgebaut wurden. Im Jahre 1905 konnten die lettiſchen Revolutionäre wohl das Schloß anzünden und ausbrennen, aber die viele Meter dicken Mauern widerſtanden den Flammen, und der kunſtſinnige Beſitzer konnte die Burg wieder ausbauen, ganz im alten Stile und frei von den Schlacken der verſchiedenen Anhängſel und Zubauten, die im Laufe der Jahrzehnte dazu gekommen waren. So iſt nun ein herrlich-trotziger feſter Torbau entſtanden, ein mächtiger alter Burghof mit einem Säulengang und vorſpringenden Treppengebäuden in die Obergeſchoſſe, lauſchige Turmzimmer mit weiten Blicken auf Fluß und Felder, Tannenwälder und weiß ſchimmernde Birkenhaine. Der ganze Bau iſt hart und ein wenig nüchtern, ohne den Schmuck deutſch-mittelalterlicher Handwerkskunſt, ſo wie man eben Kampfburgen in Feindesland baute, feſt, trutzig, nur dem Kampfzweck

dienend. Zur künſtleriſchen Ausſchmückung fehlte es den Ordensrecken an Sinn, Zeit und Geld.

Wenn man von Schloß Neuenburg das fruchtbare Tal der Abau flußab fährt, kommt man noch vor dem kleinen Flecken Saaten nach dem Örtchen Irmlau, an das ſich für das kurländiſche Deutſchtum ſtolze und zugleich traurige Erinnerungen knüpfen. Im Jahre 1802 ging das „Kronsgut" oder die Domäne, wie wir ſagen würden, in den Beſitz der kurländiſchen Ritterſchaft über, die hier ſpäter in herrlicher Lage unweit der Abau und mitten in den prächtigen Wäldern ein Lehrerſeminar errichtete. Lange Zeit war hier ein Hort des Deutſchtums, ein Jungbrunnen deutſchen Weſens. Auch junge Letten erhielten hier eine gründliche Schulung und Ausbildung, die ſie noch heute turmhoch über die in ruſſiſchen Preſſen herangezogenen junglettiſchen Lehrer erhebt. Eine koſtbare Bibliothek ſammelte ſich an, und ein guter deutſcher Geiſt ging von hier aus über das ganze Baltikum. Bis in der Ruſſifizierungsperiode die ruſſiſche Regierung ſich das Recht anmaßte, an dieſem vollkommen von der Ritterſchaft unterhaltenen Seminar, zu dem ſie keinen Pfennig beiſteuerte, die Lehrer anzuſtellen. Der Sinn der Maßregel war klar, die Ritterſchaft entzog unter dieſen Umſtänden dem Seminar die „Landeswilligung", den Feldzuſchuß, das ſchöne Seminar ging ein. Es iſt bezeichnend, was ihm in die weiten Räume nachfolgte: ein ruſſiſcher Gendarmerieposten. Jetzt iſt zudem noch der Krieg als Zerſtörer dazugekommen. Mit ſtiller Wehmut durchwandert man die Räume, die jetzt wenigſtens deutſchen Verwundeten dienen können. Unſere Feldgrauen leſen da die alten Ausgaben von Keller und Geibel, und gar mancher vergeſſene deutſche Schriftſteller hilft ihnen über ſchwere Stunden hinweg. Aber die koſtbarſten Schätze ſind geſtohlen, verſchleudert, die kleine Orgel im einſtigen Betſaal des Nebengebäudes zerbrochen, die Wirtſchaftsräume verkommen. Irmlau iſt auch eine verlorene Schlacht des Deutſchtums, iſt ein Sieg der ruſſiſchen Kultur über die deutſche „Barbarei". Wie viele ſolcher Schlachten

ſind nach hartem, zähem Kampfe verloren gegangen, ohne daß es den Siegern gelungen wäre, den deutſchen Geiſt ganz zu vertilgen.

Auch das Städtchen Kandau, das ſo maleriſch an den Hängen der Abau liegt, war einſt deutſch, nachdem die lettiſchen Fürſten ihre Burg dem Orden vertragsgemäß übergeben hatten. Aber die Schwedenkriege rafften ſeinen Reichtum und ſeine Menſchen hinweg, und ſchlimmer noch ſpielte ihm die Peſt des Jahres 1710 mit. „Die Häuſer wurden leer und verfielen," heißt es in der Chronik Hollmanns, „die Einwohner des Fleckens ſtarben aus, und die Stätten, wo einſt Baulichkeiten ſich erhoben hatten, durchfurchte der Pflug." Seltſam, wie ſich die Geſchichte wiederholt! Nie habe ich den Krieg grauenhafter und kälter empfunden wie hier in Kandau. Nichts iſt zerſtört. Das kleine ſaubere Städtchen mit dem ordentlichen Pflaſter und den netten Bürgerſteigen, dem freundlich überragenden Kirchlein auf dem Hügel ſteht unverſehrt. Nur die Menſchen fehlen. Im April ſchon hat man die Juden ausgetrieben wie in Tuckum und Talſen. Eine Wöchnerin lag hilflos danieder, und der deutſche Arzt bat für ſie um Aufſchub. Die Antwort war: nicht bis zum nächſten Abend, alſo innerhalb 24 Stunden, nein, bis zum Mittag müßten ſie alle weg ſein. Da gab es ein Schauſpiel, das allen unvergeßlich bleibt, die es erlebten. Noch heute, wenn ſie davon ſprechen, iſt es, als ob ein kalter Schauer des Entſetzens ſie überliefe. Ein armes, beſcheidenes und unterwürfiges Handelsvolk hatte da unter ihnen gelebt, und ein ſtolzes Heldenvolk zog aus den Städten. Kein Wort der Klage fiel, keine Träne ſah man. Die Deutſchen ſchloſſen Fenſter und Läden, um den Leidenszug nicht mitanſehen zu müſſen, die Letten aber ſtanden Spalier und höhnten: „In drei Tagen kommen die deutſchen Hunde nach." Die Gutsbeſitzer der Gegend ſtellten nebſt den Paſtoraten unentgeltlich all ihre Wagen und Pferde den Juden zur Verfügung, ſehr zum Ärger der Letten, die ihrerſeits 20 Rubel für eine Fahrt zum Bahnhof forderten; früher hatte ſie kaum mehr als

ebenſoviel Kopeken gekoſtet. In den Synagogen ſprachen die Prediger den großen Fluch ihres Volkes, das „dreimal Wehe“ über den Zaren und ſeine Regierung aus, dann zogen ſie aus, reich und arm, groß und klein, wirklich ein einzig Volk von Brüdern. Wer hätte dieſen kleinen Leuten ſo viel Würde und Haltung zugetraut, die früher weinten und jammerten, wenn es galt, ein kleines Geſchäftchen zu machen, und die jetzt klaglos und ſtolz, aufrecht und wie Sieger ihre Wohnſtätten verließen? An den Bahnhöfen, Stenden und Zehren lagen ſie dann noch drei Tage im Freien, und die kalten Nächte rafften die Kinder und Greiſe weg, noch ehe ſie das Elend des ruſſiſchen Flüchtlingslebens zu fühlen brauchten.

Dann kamen die Stunden der Qual für die Deutſchen, als man die deutſche Krankenſchweſter in dem allen Ruſſen und Letten frei zur Verfügung ſtehenden, aber von den deutſchen Gutsherren unterhaltenen Krankenhaus 50 Rubel Strafe zahlen ließ, weil ſie einmal Deutſch ſprach auf der Straße. Vergebens richtete man eine Eingabe an den Gouverneur, daß ſie gar nicht Ruſſiſch ſprechen könne, daß ſie treu und unentbehrlich ruſſiſche Verwundete pflege, daß ſie im ganzen Jahre nur 60 Rubel Gehalt bekomme. Der hohe Herr gab nicht einmal eine Antwort. Und die Letten höhnten und denunzierten ungeſtraft weiter, bis die Ruſſen flohen und die blindgläubigen Letten durch die Erzählung von allerhand Schreckensmären nach ſich zogen. Nun gibt es noch kaum 300 Einwohner von einſt 2000 im Städtchen. „Die Häuſer wurden leer und verfielen.“ Dumpf hallt der Schritt in den Gaſſen, kaum ein Tier, kaum ein Vogel zeigt ſich. Es iſt ſo ſtill und unheimlich, als ob der Würge-Engel der Peſt wieder durchgeſchritten wäre. Die Blumen ſtehen vertrocknet an den Fenſtern. Wir kriechen durch eine zerbrochene Scheibe in die freundlich helle und ſauber-einfache Synagoge; Gebetbücher liegen noch auf den Bänken, aber hinter dem goldbeſtickten Vorhang ſind keine heiligen Rollen mehr, die alten Männer haben ſie dem ausziehenden Heere in die ungewiſſe Schlacht vorangetragen.

Vom Schloßberg aus, wo noch ein paar alte Mauerreſte zu ſehen ſind, fällt der Blick weit ins Abautal, und man kann auf ſchönen Bänken im freundlichen Stadtpark ſich des Bildes freuen. Einſt, als dieſer Schloßberg von dem Staat der Stadt geſchenkt wurde, machte ſich beſonders der deutſche Apotheker Roſenthal als Stadtälteſter um die Ausgeſtaltung des Berges als Stadtpark verdient. Die Deutſchen ehrten ſeine Mühe durch eine kleine Gedenktafel, die man am andern Morgen zerbrochen fand. Darauf meißelte man die Inſchrift auf einen Marmorblock und mauerte den in die Schloßruinen ein. Des andern Tages hatten Bubenhände die Schrift zerkratzt. Aber der Block blieb ſo, wie er beſchädigt war, beſtehen und gibt nun heute noch Kunde von dem Kampf der Nationalitäten. Auch eine deutſche Inſchrifttafel auf der Brücke über die Abau war ſeit vielen Jahren von den Letten zerkratzt worden. — In der erſten Nacht nach der Einnahme durch die Deutſchen ſtand da ein deutſcher Reiter Poſten. Der buchſtabierte im Mondlicht die alten Zeichen zuſammen, und als er fand, daß es ja eine deutſche Erinnerung war, kratzte er ſie ſehr ſauber und ſorgfältig mit einem ſcharfen Inſtrument wieder neu ein.

Und ſo iſt das ſtille und verlaſſene Kandau jetzt wieder deutſch, wie es ſchon geweſen war, ehe in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Hauptmannsgericht von da nach Talſen übergeführt wurde und die alteingeſeſſenen Handwerker und Zünfte dahin überſiedelten. In der feinen alten Kirche auf dem Hügel predigt der Propſt deutſch und lettiſch, denn er iſt ja vom Konſiſtorium für beide Gemeinden beſtellt und ſpricht das Lettiſche wie alle Paſtoren vorzüglich. Haben ja doch gerade die Paſtoren und Literaten ſich der lettiſchen Sprache ſonderlich angenommen und ſie erſt ausgebildet. In der Kirche iſt ein prächtig geſchnitztes, von guten Tiroler Schnitzern gefertigtes Chorgeſtühl erhalten, das ſich an die Kanzel anſchließt und den drei älteſten Adelsgeſchlechtern des Kreiſes gehörte. Auch auf dem Friedhofe müſſen ſich Letten und Deutſche vertragen. Die Letten halten da an ihrer Sitte feſt, die Grabhügel mit Marmorplatten

einzufaſſen und mächtige runde Blechkäſten mit Glasdeckeln aufzuſtellen, in denen rieſige Wachsblumenkränze liegen. Das bietet einen Anblick, als ob eine Menge Konditor- oder Hutſchachteln hier zufällig ſtehengelaſſen worden wären. Den Deutſchen ſind dieſe Gewohnheiten greulich, aber ſie können ſie nicht ändern, jedes Ankämpfen dagegen befeſtigt ſie ja nur.

Auch in Kandau gab es ſchöne friedliche, gemütliche Stunden mit den wenigen zurückgebliebenen Deutſchen. Der deutſche Arzt hat auf ſeinem Poſten ausgeharrt, und in ſeiner Wohnung ſteht der mühſam gerettete Flügel, der einſt dem Deutſchen Verein von Kandau gehörte. Und auch das herrliche, faſt rittergutähnliche Paſtorat ſteht noch unverſehrt inmitten ſeiner prächtigen Felder und Wälder, und die Menſchen, die da ſind, der Arzt, der Paſtor, die Lehrerinnen, der Apotheker und ein alter Invalide, der Buchhändler iſt, ſowie der Gaſthofbeſitzer, der jetzt als Bürgermeiſter amtiert, ſie ſind alle ſo urdeutſch, ſo feſt und kernig und treu, ſo ſtark im Glauben an die Erfüllung der alten geſchichtlichen Miſſion des großen Heimatlandes, ſich des verlorenen Kolonialſplitters wieder anzunehmen, daß einem ordentlich warm ums Herz wird in ihrer Geſellſchaft, daß man tiefe Einblicke in ihre ſeeliſchen Qualen vergangener Jahre erhält.

Von Kandau nach Zabeln dehnt ſich die Kuriſche Schweiz, die in den letzten Jahren, ebenſo wie Kandaus reiche Schwefelquellen, manche Beſucher und Wanderer anzog, ehe ſie noch richtig erſchloſſen und bekannt war. Die „Berge“ liegen zwar nur wenig über dem Meeresſpiegel, aber der dunkelgrüne Tann, die grünen Matten und eingeſchnittenen Täler und Schluchten, die Holzhäuſer mit den zierlichen Veranden und Schindeldächern verleihen der Gegend wirklich etwas vom Reiz der Gebirgslandſchaft, die ſtellenweiſe ſogar wild zerklüftet und romantiſch anmutet. Dicht vor dem Städtchen Zabeln, das auch als Ordensburg entſtand, liegt in der Abau die Zigeunerinſel, auf der die Letten zu Pfingſten ihren feſtesfreudigen und trunkhaften Maiball abzuhalten pflegten. Gleich hinter der Inſel ſtürzen die

beiden wieder vereinten Flußarme mit Donnern und Brausen über den bloßgelegten Felsen in breitem Falle zwischen den steilen und waldreichen Uferrändern zu Tal.

Die Kurische Schweiz endet in Talsen, das als freundliches Kreisstädtchen mit seinen Villen auf den Hügeln und den zahlreichen Steinbauten einen fast deutsch-mittelstädtischen Eindruck macht. Vielleicht ist dieser Eindruck dadurch verstärkt, daß die Hauptbevölkerung all dieser kleinen kurländischen Nester, Juden und Letten, zumeist fehlt. Was an Letten zurückgeblieben ist, das spricht überraschenderweise jetzt alles ganz flott deutsch. Da aber die Juden hier durchaus akklimatisiert waren und nicht etwa mehr in Kaftanen gingen, auch nicht in der polnischen Armut lebten, sondern einen ganz ordentlichen Mittelstand darstellten, fielen sie aus dem deutschen Rahmen kaum heraus.

Herrliche Wanderungen gibt es von Tuckum bis Talsen die ganze Küste des Rigaischen Meerbusens herauf. Da reiht sich Fischerdorf an Fischerdorf, freundliche, stattliche Holzhäuser, die im Sommer auch Strandgäste aufnehmen mochten, sprechen von dem behaglichen Wohlstand der Bewohner. In Koleten liegt die große Konservenfabrik, der die Fischer ihren Fang verkauften, überall am Strande häufen sich die Holzstapel, die in Friedenszeiten auf starken Seglern nach Riga zur Zelluloseverarbeitung übergeführt wurden. Hier und da liegt wohl auch eine kleine Bootswerft. Die Riesenwälder reichen bis dicht an das Meer heran, mächtige Felsblöcke lagern im feinen reinen Sande und brechen die Kraft der kleinen Kräuselwellen, die immer wieder heraneilen und anlaufen. Wunderschöne lauschige Holzvillen der kurischen Gutsherren sind überall am Strande verstreut. Jetzt steht alles leer und verödet. Die roten Strandkirchen sind geschlossen, die Fischernetze vom Seewind verweht, die Kähne leck und ersoffen. Wo Leben und Frische herrschte, murmeln jetzt die Strandwellen ihr eintöniges Lied. Wann wohl wieder helles Kinderlachen in dem herrlichen Spielzeug der Strandschützengräben und bombensicheren Unterstände in den Dünen erschallen wird?

4. Windau

Windau, Ende November 1915.

Als die Kunde vom Ausbruch des Krieges zwiſchen Rußland und Deutſchland nach Windau kam, brach eine tolle Panik aus. Vier Dampfer lagen gerade im Hafen; zwei davon hatten Butter und Flachs geladen, und zwei hatten gar keinen Dampf auf, weil ſie in Reparatur waren. Aber es mußte eiligſt eingeheizt werden, denn der Kommandant tobte: „In ſechs Stunden ſind die Deutſchen da," und ſein Adjutant ſchnubberte mit der Naſe in der Luft und meinte, man rieche ſchon Pulver. Die Dampfer fuhren im Vorhafen auf und wurden verſenkt. Aber ein 3000-Tonnen-Kahn ſinkt nicht in 10 Minuten. „Du biſt auch ſo ein verfluchter Deutſcher," ſagte der Kommandant zum Handelskapitän, „und willſt deinen Dampfer nicht verſenken." Alſo ſchickte er ein Boot mit dem Kapitän, einem Ingenieur und zwei bis an die Zähne bewaffneten Soldaten an Bord; die ſollten den Kapitän ſofort erſchießen, wenn es ſich erwies, daß nicht alle Ventile geöffnet worden ſeien. Natürlich waren ſie geöffnet, aber das Herz des braven Kommandanten blieb noch lange in den Hoſen, als die ſchönen Schiffe ſich längſt gefüllt und auf Grund geſetzt hatten. Erſt als nach Stunden und Tagen und Wochen immer noch kein böſer Feind kam, atmete man auf. Die Bürgers- und Handelsleute jedoch waren gar nicht erbaut von ihrem ängſtlichen Kommandanten, denn die Hafeneinfahrt war und blieb geſperrt. Die einzige Lebensader des Städtchens war unterbunden; an Handel und Verkehr, an Ausfuhr oder Einfuhr von Waren, die ſich trotz des Kriegsriſikos gar wohl gelohnt hätte, konnte nicht gedacht werden. Und was wäre jetzt mit Grubenholz, Eiern und Butter für ein Geſchäft in England zu machen geweſen! So verging der Sommer ſtill und öde in Windau, der Winter kam, und die dicken Eisſchollen trieben den Windaufluß herab, ſchoben und ſtauten ſich an den verſenkten Schiffen im Vorhafen und drückten ſie endlich ein paar hundert Meter zur

Seite, um ins freie Meer treiben zu können. Da packte den Kommandanten wieder die blasse Angst, rasch holte er zusammen, was an Schleppern und Seglern noch aufzutreiben war, belud sie mit schweren Steinen und versenkte sie abermals. Wiederum kamen die Deutschen nicht, und es wurde immer stiller in Windau. Nur im März gab es eine kleine Aufregung, als die Besatzung in voller Kriegsbemalung auszog. Es war zu jener Zeit nur eine Druschina vorhanden, ein Bataillon Reichswehr, die aber erst ausgebildet wurde. Aber als sie vor dem Abmarsch auf dem Marktplatz in Parade stand, hielt ihr Führer, Redrikoff, eine flammende Ansprache an seine Leute, jetzt gehe es wirklich in den Krieg, man ziehe über Memel nach Deutschland hinein, und sie sollten im tapferen Draufgehen weder Männer noch Weiber schonen. Das taten denn die Kriegshelden auch, aber als sie nach ihrer Räuberei wieder zurückfluteten und nach Windau kamen, war leider ihr Führer unterwegs spurlos verloren gegangen. Ruhe gab es allerdings jetzt wenig mehr, man wurde immer erregter und nervöser. Libau fiel, und man beschuldigte die Juden des Verrats an dieser Festung. Sie wurden innerhalb 24 Stunden ausgewiesen, und sie gingen alle. Der Arzt hätte bleiben dürfen, aber er zog mit seinen Glaubensgenossen, mit groß und klein und arm und reich in endlosem Zuge, und keiner sprach ein Wort und vergoß eine Träne, als die Letten sie anspien und mit Steinen bewarfen. Auf dem Bahnhof jenseits des Flusses ließ man die Scharen warten, dann pferchte man sie in leere Viehwagen, 50 bis 60 Menschen in einen Wagen, plombierte die Türen und ließ die Züge ein bis zwei Tage ungeöffnet stehen trotz Schreiens und Tobens der unglücklichen Insassen. Viele Dutzende starben, ehe sie nach Riga kamen. Dort hatten allerdings die Glaubensgenossen in einem Tage 160 000 Rubel zur Unterstützung aufgebracht, und die Gemahlin des Gouverneurs hatte seltsamerweise, sei es aus Mitleid oder aus Protest, die Sammlung mit 2000 Rubel eröffnet. Aber gar vielen war eben nicht mehr zu helfen.

Als die Juden weg waren, wurde es in Windau noch ſtiller. Nun fehlte es bald an aller Zufuhr, und auch die Letten verlernten bald ihr ſtolzes Weſen, als im Juli immer mehr Gerüchte über einen Vormarſch der Deutſchen umgingen. Jetzt wurde ein Zerſtörungswerk begonnen, das an ſich ganz zwecklos ſein mochte, das aber eben diktiert ſchien von der Überzeugung: wenn wir Windau doch verlieren, ſo werden wir es auch nie wieder bekommen, und ſo wollen wir denn wenigſtens dem Feinde möglichſt viel ſchaden. Die Holzmole des Außenhafens wurde an mehreren Stellen geſprengt, volle 33 Kilometer Eiſenbahnſchienen, die im Bahnhof und zu den Kais lagen, wurden entfernt, die nach Tuckum führende Bahn alle 10 Meter geſprengt. Den natürlichen Hafen der Stadt bildet die Windau, deren rechtes Ufer eine Holzkaianlage von über 4 Kilometer Länge beſaß. Auf je 5 Meter wurde eine Sprengpatrone eingelegt und dann alles angezündet. Den großen 150-Tonnen-Kran zu zerſtören wurde achtzehnmal verſucht, bis endlich eine Zufallsgranate eines deutſchen Schiffes (die einzige, die überhaupt in die Stadt kam!) in das Eiſengerippe fuhr und vollendete, was den Ruſſen nicht gelingen wollte. Die Millionenanlagen des Elevators und des Butterkühlhauſes wurden natürlich ganz gründlich zerſtört, alle Maſchinenteile einzeln geſprengt. Und ſchließlich zündete man vor der Stadt ein Holzlager im Schätzungswerte von 10 Millionen Rubel an, deſſen Flammen zwei Tage lang gen Himmel ſchoſſen und deſſen Feuerſchein man ſogar in Gotland ſah!

Nach dieſen und anderen Vorbereitungen, denen man die Gründlichkeit nicht abſprechen kann, verließen die Ruſſen die Stadt. Von Beamten blieb nur der Bürgermeiſter unter allerhand Ausflüchten da. Er war einſt von dem deutſchfreundlichen Gouverneur Nabokow eingeſetzt worden, als zweimal die lettiſche Stadtverordnetenmehrheit einen nicht genehmen Letten gewählt hatte, und war alteingeſeſſener deutſcher Reeder und Kaufmann. Am Mittwoch zogen die Ruſſen ab, und am Sonntagmorgen des 18. Juli erſchien eine deutſche Reiterpatrouille vor des Bürger-

meisters Haus. Ehe noch der Mann in die Unterhosen und den Bademantel schlüpfen konnte, klopfte es höchst eindringlich am Schlafzimmer, und ein preußischer Leutnant erschien. „Sind Sie der Bürgermeister der Stadt?“ — „Das gerade nicht, aber wie es hier heißt, das Stadthaupt.“ — „Gut, dann enthebe ich Sie vom Posten eines russischen Stadthauptes und ernenne Sie zum deutschen Bürgermeister.“ Und nach einem wohlgefällig prüfenden Blick auf die in Unterhosen und Bademantel sich in reinster Fülle präsentierende Gestalt seines Gegenüber setzte der Leutnant leutselig hinzu: „An Ihnen werde ich einen guten Bürgermeister haben, Sie sind ja ganz ordentlich dick, aber trösten Sie sich, ich hatte auch so einen Ansatz, im Kriege geht noch alles weg!“

Seit dieser historischen Stunde ist Windau deutsch. Allerdings sind von etwa 35000 Einwohnern kaum 3000 anwesend, und da an Handel und Zufuhren aus dem inneren Rußland nicht gedacht werden kann, ist es vorläufig ein totes Städtchen. Aber es nährt sich von stolzen Hoffnungen. Es will deutsch bleiben und baut fest darauf, unter deutscher Ordnung und Ehrlichkeit bald einer der ersten Häfen der ganzen Ostsee zu werden. Dazu hätte es freilich auch die besten Aussichten, denn es besitzt einen natürlichen Hafen von seltener Güte. Der Fluß Windau bildet selbst diesen Naturhafen, denn er ist noch 8 bis 10 Kilometer landeinwärts 150 bis 200 Meter breit und 8 Meter tief. 6 Kilometer vom Meer entfernt, mündet der Patzkulbach in die Windau und bildet mit ihr ein geräumiges, 10 Meter tiefes Naturbecken, das einen idealen Hafen darstellt. Hier hatte der tatkräftige Herzog Jakob einst seine Schiffswerft, deren traurige Reste, verwitterte Balken und verfallene Häuser man noch sieht. 75 große Handelsschiffe hat er hier gebaut und 44 Kriegsschiffe, von denen einzelne bis zu 70 Kanonen trugen. Von hier aus segelten seine stolzen Flottillen nach Tabago und nach Westafrika. Damals schon konnte Windau hoffen, Weltbedeutung zu erlangen, aber mit Herzog Jakobs jähem Zusammenbruch endete auch der Traum der Stadt. Noch einmal flackerte ein Hoffnungsflämmchen

auf, als vor 100 Jahren der Plan eines Dubiſſa-Windau-Kanals auftauchte, der dem Hafen große Teile Litauens und Kurlands erſchloſſen hätte. Im Jahre 1825 waren ſchon die Pläne fertig, die Strecke wurde abgeſteckt, prachtvolles Granitſteinmaterial wurde behauen und im Werte von vielen Millionen Rubel herangefahren. Da machte 1831 wieder der polniſche Aufſtand einen dicken Strich durch die Rechnung. Pläne, Hoffnungen, Entwürfe, alles blieb liegen — nur das ſchöne Steinmaterial nicht. Man findet es jetzt noch auf Guts- und Bauernhöfen, wo man ſehr billig und ſchön damit wirtſchaften und bauen konnte. Nicht einmal die 70 Kilometer bis Goldingen hin iſt die Windau ſchiffbar gemacht, obgleich das mit wenigen Sprengungen und Verbeſſerungen geſchehen könnte und ganz flache Dampferchen gelegentlich die Strecke auch ſchon gefahren ſind. Der Windauer Kaufherr Jakob Jaſpers erhielt im Jahre 1631 ſchon ein ausſchließliches Recht des Flußhandels gegen die Verpflichtung, den Fluß bis Goldingen ſchiffbar zu machen. Allein er ſcheint im Nichtstun ein würdiger Vorläufer der ruſſiſchen Regierung geweſen zu ſein. Denn dieſe kümmerte ſich um Windau, dem Peſt und Kriegsnot übel mitgeſpielt hatten und das mit Kurland im Jahre 1795 an das große Rußland fiel, überhaupt nicht. Libau wurde ausgebaut und bekam eine Bahn ins Hinterland, und damit ging der Windauſche Handel, der ſich ganz langſam vergrößert hatte, wieder raſch zurück.

Da kam ihm ein Helfer in Geſtalt des Direktors der Petersburger Diskontobank, eines jüdiſchen Herrn Utin, der als ſtudierter Juriſt und Teilnehmer am Krimkrieg in hohen Stellen und Ämtern einflußreiche Gönner beſaß. Er bildete eine Aktiengeſellſchaft, an der auch die Kaiſerinmutter mit namhaften Mitteln beteiligt iſt, und baute die Eiſenbahn ins Hinterland, die über Moskau direkten Anſchluß an die ſibiriſche Bahn hat. Dieſe Bahnſtrecke iſt zwar viele Kilometer länger als die Strecke nach den Häfen Libau oder gar Riga, aber bei dieſen beiden ſind Hafen, Kai- und Lagerraumverhältniſſe weniger günſtig. Denn

Herr Utin baute auch einen Elevator für 50 Millionen Kilogramm Getreide mit den allermodernſten Einrichtungen direkt an Eiſenbahn und Flußhafen. Die Eiſenbahnfrachten ſind nun zwar in Rußland ſtaatlich feſtgelegt und jeder Umgehungsverſuch iſt ſtrafbar. Trotzdem aber fand Herr Utin überraſchend viele Verkäufer nach Windau, denn er bezahlte nicht nur die Mehrfracht, ſondern auch darüber hinaus ganz erhebliche Proviſionen, die er alle unter „Verwaltungskoſten" ſeines Elevators verbuchte. Dieſer Elevatorgroßbetrieb arbeitete dabei aber ſo günſtig, daß noch ganz anſtändige Dividenden herauskamen. Zudem rentierte das Bahngeſchäft glänzend. Namentlich Frachten ſibiriſcher Butter kamen in Eiswagen nach Windau, wurden in dem 50000 Faß aufnehmenden großen Kühlhaus geborgen und gingen von da nach Deutſchland und namentlich über Dänemark nach England. Das Kühlhaus ſtand zwar auf dem Gelände der Eiſenbahngeſellſchaft, war aber von einem deutſchen Architekten gebaut und gehörte einer deutſchen Firma, während die Butterexporteure zumeiſt Dänen waren. Von den etwa 80 Millionen Rubeln der Windauer Ausfuhr kamen über 50 auf das Buttergeſchäft. Während ſich aber Herr Utin um dieſe Ausfuhr wenig kümmerte oder nur inſofern, als er die lohnenden Eiſenbahnfrachten einſtrich, hatte er vom geſamten Einfuhrgeſchäft von etwa 25 Millionen Rubeln annähernd 20 in der Hand. Seine Geſellſchaft befaßte ſich nämlich mit der Einfuhr und dem Vertrieb amerikaniſcher landwirtſchaftlicher Maſchinen und hatte für dieſe große Lagerſchuppen am Hafen gebaut. Und aus dieſer Quelle kamen wohl noch mehr Dividenden als vom Elevator und den 15 Millionen Rubeln Getreideausfuhr.

Alle die Unternehmungen des Herrn Utin und der Kaiſerinwitwe von Rußland waren noch nicht ſehr alt und verſprachen noch viel lukrativer zu werden. Die Konkurrenz hielt man ſich ſorgſam vom Leibe. Und dafür iſt die Geſchichte der Windauer Eiſenbahnbrücke ganz erheiternd und bezeichnend. Windau hat als Stadt von allen ſchönen Geſchäften des Herrn Utin nämlich nichts, nicht einmal einen Pfennig Steuern. Denn es liegt

Schloß Neuenburg im Kreis Tuckum (Beſitzer v. d. Recke)

Schloß Edwahlen im Kreis Windau (Beſitzer v. Behr)

Die Rummel in Goldingen

Das Rathaus in Goldingen

vollkommen am linken Windau-Ufer, das rechte Ufer gehört nicht zum Stadtgebiet. Die Eisenbahn aber, der Bahnhof und alle Anlagen der Gesellschaft liegen am rechten Ufer. Die Stadt konnte also ingrimmig zusehen, wie sich drüben Herr Utin entwickelte, während ihr eigenes Terrain still und unverkauft lag, weil die Eisenbahngesellschaft gar kein Interesse daran hatte, ihren Strang auch herüberzuleiten und dadurch auch das rechte, ihr nicht gehörende Ufer konkurrenzfähig zu machen. Nun war aber die Eisenbahngesellschaft durch ihre Staatskonzession verpflichtet, diese Eisenbahnbrücke zu bauen. Und wahrlich, man kann nicht sagen, daß sie sich nicht angestrengt habe. Zuerst entwarf sie die Pläne, dann fehlte ihr das Geld. Hierauf baute sie nach beträchtlicher Zeit auf dem einen Ufer einen Bogen aus, dann ging das Geld wieder aus. Nach einer langen Pause folgte dann der Brückenbogen auf dem andern Ufer. Als man jedoch nach abermaliger Geldklemme endlich an das verbindende Mittelstück gehen wollte und sich sogar nun die Stadt erbot, es selbst zu bauen, da kam ein deutscher Sachverständiger und erklärte, man dürfe um's Himmels willen die Brücke so nicht fertigbauen, sonst störe sie ja die ganze Schiffahrt und mache von vornherein alle künftigen Windau-Kanalisationsprojekte zunichte. Man begriff doch wohl, daß nach so gewichtigem Urteil die beiden Endbogen zunächst einmal stehenblieben und das Mittelstück gar nicht erst angefangen wurde, wenn man es doch nach ein paar Jahren wieder hätte abreißen müssen! Und so stehen hinter der schmalen Floßbrücke noch heute die beiden seltsamen Brückenbögen an beiden Ufern, wie zwei Liebende, die übers allzu tiefe Wasser nicht zusammenkommen können! Und der ganz einfache Bauer, der der Verwalter der Utinschen Gesellschaft war, aber ein findiger und gescheiter Kerl, war trotz seines breitgedrungenen slawischen Schädels und seines kurzen Halses ein richtiger bauernschlauer Kiewer Kleinrusse, er rieb sich vergnügt die Hände, wenn die guten Windauer klagten, daß sie nicht hochkämen. Und die Kaiserinmutter lobte sicherlich die guten Zinsen!

An Qualität und Geldwert ist Windaus bestes Geschäft die Butter, an Quantität aber das Holz, das aus den fast unerschöpflichen Wäldern entlang der Windau kommt. Zwar gab es sieben kleinere Sägemühlen (die von den Russen jetzt natürlich abgebrannt sind), aber sie hatten wenig Bedeutung, und es kam bei der russischen Interesselosigkeit auch keine sich an diesen Naturreichtum anschließende Industrie auf. Die Schwellen gingen erst nach Holland in die Imprägnierfabrik und dann erst nach England, die Zellstoffabriken siedelten sich als Ableger deutscher Firmen in Riga an und ließen sich das Rohmaterial dorthin kommen. Es mag wohl mit daran gelegen haben, daß der Holzhandel, der fast durchweg in jüdischen Händen lag, sich keines sehr guten Rufes erfreute. Ein bißchen gemogelt soll da immer geworden sein, denn auch die lettischen und russischen Buschwächter und Förster waren dem Rubel nicht feindlich gesinnt und sahen gerne ein paar Zöllchen Maßänderung nach. Und wenn einmal in einen hohlen Baumstamm ein Pfropfen geschlagen und das dann säuberlich ausgesägt wurde, so sah bei der Windauer Geschicklichkeit kein Mensch gleich den Schaden! Das Holz kam zumeist bis Goldingen in wilder Flößerei, das heißt man warf die immer mit dem besonderen Zeichen des Besitzers versehenen Stämme und Balken einfach in den Fluß und ließ sie treiben. In Goldingen stürzt die Windau in ihrer ganzen Breite über einen Wasserfall von vielleicht zwei Meter Höhe. Von hier ab war gebundene Flößerei vorgeschrieben, denn sonst hätten die gewaltigen wilden Holzmassen weiter unten in Windau die Schiffahrt ernstlich gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht. Nun kostete aber das Ausfischen der in Goldingen vor gespannten Seilen sich aufstapelnden Hölzer viel Geld, ebenso wie das Binden mit Birkenruten. Die Flöße mußten zudem von Flößern geführt werden, und auch das war teuer, weil es sehr lebensgefährlich war und alljährlich ein paar Leute dabei umkamen. Um diese sehr beträchtlichen Kosten zu sparen, veranstaltete der freie Ring der Holzhändler hier und da in Goldingen einen kleinen „Salom",

einen Zusammenbruch. In seltenen Fällen passierte ja auch dieses Unglück von selbst, meist half man ein wenig nach. Man schnitt sehr einfach die hemmenden Seile durch, und die gesamten Holzmassen stürzten unaufhaltsam zu Tal. Das war mit ein paar Rubeln Belohnung für die wagehalsigen Unternehmer des Durchschneidens billig zu machen. Teurer war schon der Flußbauingenieur des Wilnaer Amtes, der in Goldingen saß und den Betrieb zu überwachen hatte. Und der hatte ein sehr einnehmendes Wesen. Am teuersten aber war es, wenn drunten in Windau nun einer einen ganz alten wackeligen Kahn nahm und die Absicht äußerte, flußaufwärts fahren zu wollen. Denn die Holzmassen hätten den Dampfer sicherlich kurz und klein gedrückt, und eine gewaltige Entschädigungsklage und Prozesse und Strafverfolgungen wären unausbleiblich gewesen. Also bekam der Dampfer eine Abstandssumme von einigen tausend Rubeln und verzichtete auf seine Fahrt. Auch diese Kosten trug das Geschäft noch reichlich. Es ist doch recht viel Lustiges und Operettenhaftes im ganzen Betrieb des russischen Staates!

Die Windau gefriert zwar im Winter zu, aber Eisbrecher können die Flächen immer zerdrücken, und dann treibt die Strömung die Schollen von selbst hinaus ins Meer. Nur selten steht ein so starker Südwestwind im Winter gegen den Fluß, daß er das Abtreiben hindert. Dann staut sich die Eismenge, und der Flußhafen ist für einige Tage unbrauchbar. Das kommt aber, wie gesagt, nur ganz ausnahmsweise vor. Und daß nicht das Eis des ganzen Flußlaufs dauernd hinabtreibt und die Schiffahrt gefährdet, dafür sorgen die beiden einsam trauernden Pfeiler der Eisenbahnbrücke, die also doch zu etwas nütze ist. Denn vor ihr stauen sich die Massen an, so daß der etwa zwei Kilometer lange Flußhafen unterhalb der Brücke vollkommen geschützt ist. Früher war der Südwest dem Hafen sehr gefährlich, indem er eine Sandbarre vor die Flußmündung trieb, die kaum zu durchschneiden war. Und das geschah gerade im Frühjahr, Sommer und Herbst, mithin zur Ausfuhrsaison. Nun hat man aber durch zwei Holz-

molen von zwei und anderthalb Kilometern Länge einen Vorhafen geschaffen, dessen Einfuhr nicht nach Südwest liegt, so daß der Wind den Sand nur noch gegen die Mole wirft. Durch diese kleine Unterstützung ist Windau ein natürlicher Hafen von ganz besonderer Güte geworden, dessen Unterhaltungskosten namentlich deshalb gering sind, weil alle Kaianlagen, an denen 14000 Tonnen große Ozeandampfer festmachen können, mit Holz ausreichend gut gebaut werden können und dieses Holz ja sehr billig hier zu haben ist. Die russische Regierung hat in acht Jahren für den gesamten Hafenbau nur 16 Millionen Rubel ausgegeben, und auch davon wird noch so manches in falsche Taschen geflossen sein! Hat doch der russische Flußingenieur von Goldingen jahrelang die großen Felsblöcke aus der Windau zwar pflichtgemäß entfernt, sie aber wenige Werst unterhalb wieder ins Wasser geworfen; denn sie hätten ja doch einmal alle werden können, und dann wäre das schöne Gehalt mit all den stillen Nebeneinnahmen zu Ende gewesen!

Wir fuhren im dichten Wirbel der weißen Flocken nach Windau hinein und wahrlich, es hätte irgendein sibirisches Nest sein können, Omsk oder Kraßnojarsk, so sah es aus. Da war alles Holz- und Bretterbau, kalt, nüchtern, schmucklos und unbehaglich; halb vom Schnee zugeweht, standen die unregelmäßigen Häuser und Hütten gleichsam frierend da, und es war alles totenstill und leer. Das war aber auch nur die lettisch-jüdische Vorstadt, die eigentliche Stadt weist sogar verhältnismäßig viele Steingebäude auf. Viel Sehenswertes ist allerdings nicht darunter. Die schönsten Villen der Kaufherrn liegen nach dem Seestrande zu, der alle Qualitäten zu einem großen Badestrand hat, es bis jetzt aber nur zu einem kleinen Seepavillon anstatt des geplanten Kurhauses brachte. Das interessanteste Bauwerk der Stadt ist die alte noch erhaltene, wenn auch vielfach durch Umbauten verschandelte Ordensburg. Sie stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Einst wohnte ein herzoglicher Hauptmann da, dann arbeitete auf dem hohen Turm eine Lotsenwarte

und zum Schluß diente das Gebäude gleichzeitig als griechisch-katholische Kirche, als Priesterwohnung, als Gefängnis und Sitz der Kreispolizei. Eine etwas bunte, aber echt russische Mischung! Die Burg liegt zwischen ihren alten Baumriesen malerisch am Flußufer und schaut nun etwas melancholisch auf den einsamen und leeren Hafen. Die Kais sind gesprengt und verbrannt, die großen Lösch- und Ladeeinrichtungen des Elevators zerkracht und verbogen, hier schauen die Masten eines versenkten Seglers aus den Fluten, dort die Schornsteine der vier großen Dampfer vom August 1914. Man fährt überall an Bildern sinnloser Zerstörung vorbei, die ein Zeugnis maßloser Unfähigkeit sind. Wenn hier Ordnung und Gerechtigkeit, Verwaltung und privater Unternehmungsgeist herkommen, wenn durch Kolonisierung und Förderung des Hinterlandes auch ein Boden für größere Einfuhr geschaffen werden wird, dann wird der Name Windau einmal guten Klang an der Ostsee bekommen und die kühnsten Träume des unglücklichen Herzogs Jakob werden schöne Wirklichkeit werden.

5. Goldingen

Goldingen, den 29. November.

In Mitau lebt in einem lieben, kleinen, gemütlichen und gemütvollen Häuschen an der Schulmeisterstraße der alte Oberlehrer Stavenhagen, der beim Morgengrauen die Schularbeiten seiner Zöglinge von der Landesschule korrigiert, in der Morgenfrühe seine Schulstunden erteilt, um die Mittagszeit die Mitausche Zeitung redigiert und den Nachmittag und Abend diese drei Tätigkeiten fortsetzt. Da er als Urahnen einen Bierbrauer hat und auf Ahnenverehrung hält, ist er auch einem guten Tropfen nicht abhold, daneben ist er noch ein kurländischer Chronist von feiner Feder und mit stillen Humoren, und nur wann er schläft und ausruht ist mir noch nicht ganz klar geworden. Es wird unsere Frauenbewegung interessieren, daß besagter Herr Stavenhagen in Goldingen einen Sohn hat — einen von sechsen,

und da es von der kurländiſchen Frau heißt, daß ſie nicht zufrieden ſei, wenn ſie nicht ſieben Kinder habe, iſt auch noch eine Tochter da! — und dieſer Sohn in der Stadt Goldingen Oberlehrer an der Landesſchule iſt. Nun hat man ihn aus beſonderen Gründen für längere Zeit beurlaubt, und in Tertia und Sekunda unterrichtet Griechiſch, ohne alle Examensvorbedingungen und doch ganz vorzüglich, ſeine Frau!!

Aber nicht wegen all dieſer Dinge denke ich an den „alten Stavenhagen", wie man ihn in Kurland nennt, ſondern weil er aus der Goldinger Gegend ſtammt und von einem ſeiner Ahnen, einem Juriſten, die köſtliche Geſchichte erzählt, daß er die grüne Farbe ſo leidenſchaftlich liebte. Er ſtrich ſein Haus grün an, er bezog ſeine Möbel grün, er ließ ſeine Bücher grün binden. Wenn ſeine Tochter Fanni Wirtſchaftsgeld brauchte, ließ er ſie zuerſt ein paar Tage zappeln, dann warf er eine handvoll Silberlinge von der Wendeltreppe in die Stube und freute ſich diebiſch, daß ſie die Münzen nun zuſammenſuchen mußte. Und als ihm ein Freiersmann ſeine ſo wirtſchaftliche Tochter Fanni aus purer Liebe wegheiraten wollte, da bot er ihm die Schweſter an und ſagte: „Ach was, Liebe! Sie können ja ebenſogut die andere lieben, die iſt gar nicht ſchlechter."

Dieſes prachtvolle Original lebte Anno dazumal, aber es könnte in Goldingen noch heute ſo leben, denn das iſt noch jetzt das Städtchen von Anno dazumal mit den alten Originalen, mit den alten Gewohnheiten. Es gibt noch das grüne Haus und es ſind noch die Menſchen dazu da. Ein Städtchen ohne Bahnverbindung, ohne eigenen großen Handel und Verkehr wächſt ja nicht aus dem alten Kleide ſo raſch heraus, und die Induſtrie hat ihm in Geſtalt einer großen Zündhölzchenfabrik wohl neuen Verdienſt gebracht, aber ſie hat ihm nichts genommen. Und der Kanal, der unter Umgehung des Windauwaſſerfalls Goldingen in direkte Schiffahrtsverbindung mit der See über Windau bringen ſollte, iſt in der Mitte des 17. Jahrhunderts zwar angefangen, aber nie vollendet worden, ſo daß auch von hierher den ſtillen

Reizen des Städtchens keine Gefahr drohte. Es ist für sich geblieben im Strudel der Zeiten, ein Mittelpunkt für das Deutschtum der Literaten und Grundherren der Umgegend, eine stille, feste, zähe Heimat, die durch besondere Gunst der Verhältnisse es fertig bringen konnte, sich gegenüber dem lettischen Ansturm bis heute eine deutsche Stadtverordnetenmehrheit zu erhalten. Wenn man freilich nach Sehenswürdigkeiten fragen wollte, gäbe es eine Enttäuschung. Sie fehlen ganz. Ja, einst, da stand hier die erste deutsche Ordensburg Kurlands, ein riesiges Viereck mit zwei Meter dicken Mauern aus dem Kalkgestein der Windau, 60 Meter lang die Seitenmauern und 30 Meter hoch! Der erste kurische Bischof Engelbert wehrte sich hier tapfer seiner Haut. Aber im Laufe der Schwedenkriege ist das Schloß ausgeplündert worden, und die biederen Goldinger benutzten es später als Baugrube, um ihre Stadt mit billigen Steinen wieder herzustellen. Einziger Rest der alten Herrlichkeit sind nur die Bierkeller einer Schloßgartenwirtschaft, und die sieht sich kein Mensch an. Das Rathaus ist noch ein ganz schmucker Bau, im großen Saale des Rats hängen noch heute die ernsten Bilder der Ketteler Herzöge neben dem Bilde und der Büste des Russenzaren. Und unter die Sehenswürdigkeiten rechne ich noch ein Haus, eine alte, wackelige und baufällige Hütte, in der vier Schuhmachermeister, zwei deutsche und zwei lettische, in treuer Einigkeit Goldingens Bürgerschaft bestohlen. Dann aber ist alles aufgezählt, denn die große, jetzt zum Teil gesprengte Ziegelsteinbrücke über die Windau ist nur ein mächtiger, aber ziemlich nüchterner und fremder Bau. In der Kraft und der Gesinnung seiner Menschen aber liegt Goldingens Bedeutung in der schweren Geschichte der Ostseeprovinzen.

Mächtig und majestätisch schlingt sich aus weiter Ferne das Band des Flusses heran, über dem an steilem Ufer die Stadt liegt. Schäumend und brausend stürzen die Wasser oberhalb der Brücke über den zwei Meter hohen Felsen in breitem Fall herab. Wenn die Lachse zur Laichzeit stromaufwärts schwimmen, schnellen sie hier in elegantem Luftbogen hinauf. Dann brauchen die Fischer

nur große ſtrohgeflochtene Körbe am Fall aufzuhängen, in die die Fiſche ſtürzen. Es heißt ja von Goldingen, daß man dort die Fiſche in den Lüften fängt und die Kinder an die Bäume hängt, weil nämlich die Letten ihre kleinen Kinder in Hängematten in den Baumſchatten hängen, um ſie vom Wind leiſe wiegen zu laſſen. Das ſind ſo uralte Sitten und kein Spott, und keine Moderne zwingt ja, ſie zu ändern. Bei Gott, es gibt noch Frauen mit Puffärmeln in Goldingen, und ſie ſehen ſehr ſauber und nett darin aus und haben auch das Herz und die Zunge am rechten Fleck.

Schon als Gotthard Ketteler hier als Herzog reſidierte, ſtiftete er eine Schule, in der er ſechs Knaben auf ſeine Koſten zu Predigern, Beamten und Schullehrern ausbilden ließ. Und die Tradition hat ſich bis auf den heutigen Tag erhalten: Gute Schulen, das iſt der Kern der Selbſterhaltung, die ewige unantaſtbare Grundlage für das Durchhalten in allen Kämpfen. Eine der beſten von den 22 Schulen des Vereins der Deutſchen in Kurland iſt die Bürgerſchule Goldingens; eine mit großen Opfern, aber auch mit ſchönem Erfolge unterhaltene Schule der kurländiſchen Ritter- und Landſchaft iſt das Landesgymnaſium, das ſeit der Wiederfreigabe der deutſchen Schulſprache im Jahre 1906 ſeine Wiederauferſtehung aus einer bisher gehaltenen Privatſchule feierte. Hier pflegt man deutſch-wiſſenſchaftliche Art und gute Tradition. Man ſpürt den guten Geiſt denn auch allerwegen, kernig und manchmal etwas rauh iſt er, aber gut und ehrlich, aufrichtig und herzlich. Wie mußte auf ſolchem Boden, bei ſolchen Menſchen ein Polizeiverbot ihrer Sprache wirken! Wie mußten ſie aufjubeln, als der Reiterleutnant Herr von Holſtein, der hier in ſo vielen Neſtern als Erſter war und ſo vielen als der Typus des Befreiers gilt, erſchien. Sprechen, wieder Deutſch ſprechen dürfen! Man muß dieſe bitterſchweren Monate verſtehen, ein wenig mitfühlen können, um den herzheißen Klang des alten Dorparter Studentenſangs zu ſpüren, den ſie am ſchönen deutſchen Abend im Klub ſangen, als ſich die Bürger mit den Adelsherren der Umgegend und ihren deutſchen Gäſten zuſammenfanden:

Deutſche Worte hör' ich wieder,
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Land der Freiheit, Land der Lieder,
Schönes deutſches Vaterland!

Oh, wie ſehnt' ich mich ſo lange
Doch nach dir, du meine Braut,
Und wie ward mir freudenbange,
Als ich wieder dich geſchaut.

Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutſchland du mein Troſt, mein Glück.

Alles Guten, alles Schönen
Reiche, ſel'ge Heimat du.
Fluch den Feinden, die dich höhnen,
Fluch den Feinden deiner Ruh',

Fort mit welſchem Trug und Tand,
Deutſchland du mein Vaterland!

Das klang wie ein heller Jubel und heiliger Schwur durch die ſtille Nacht. Und es klingt und ſingt in mir fort als die Muſik Goldingens, des ſchönen, ach ſo traulich deutſchen Städtchens an der Windau.

6. Libau

Libau, den 5. Dezember 1915.

Wenn man von Goldingen aus über die Dörfer der „kuriſchen Könige", der uralten Freibauern, und über das kleine, ſaubere Landſtädtchen Haſenpoth an der alten Ordensburgruine Grobin vorbei nach Libau fährt, ſo glaubt man aus der Heimat in die Fremde zu kommen, oder doch aus dem Anheimelnden in das Fremdartige. Die Eindrücke auf der Fahrt durch Kurland waren ſo deutſch, ſo einheitlich, daß dieſe größte kuriſche Stadt

mit ihrem Hafenbetriebe etwas aus dem gewohnten Rahmen fällt. Vielleicht liegt das mit daran, daß man aus ſtillen, traulichen Landſtädtchen nun in das lebhaftere Getriebe gerät, denn es ſind doch von den 100 000 Einwohnern der Stadt immerhin nahezu die Hälfte dageblieben. Im Hafen raſſeln die Anker und kreiſchen die Kranketten, Schiffe kommen und gehen, Sirenen und Dampfpfeifen fauchen und brüllen, flinke Pinaſſen huſchen zierlich zwiſchen den ſchweren und plumpen Schiffsleibern einher, und die ſchlanken Kriegsſchiffe und die friſchen blauen Jungens beleben das Bild. Der Schiffsrauch miſcht ſich mit den Dunſtfahnen der Fabrikſchornſteine, es herrſcht ein reges Leben zu Waſſer und zu Lande. Wenn man ſich aber auch daran raſch gewöhnt, man findet bei näherem Zuſehen hier doch andere Menſchen als im ſonſtigen Kurland.

Libau iſt nicht mehr deutſch, ſondern es iſt international. Greift man die größeren Fabriken heraus, ſo gibt es da eine Korkfabrik, die einem Schweden gehört, eine Ölfabrik, die däniſch iſt, eine Eiſenfabrik, die zwar von Deutſchen begründet war, aber jetzt in internationalem Aktienbeſitze ſich befindet; die Lederfabrik iſt wieder däniſch und ſtark mit der Ölfabrik durch Perſonalunion verbunden, die Bierbrauerei iſt bayeriſch-deutſch. Im Handel arbeiten Juden, Engländer, Dänen und Schweden, Deutſche und Ruſſen nebeneinander und ohne daß ein ganz beſtimmtes Übergewicht des einen der Stadt einen nationalen Charakter verliehen hätte. Das iſt es, was die Deutſchbalten an Libau am meiſten verdrießt. Der Hafen hat vom bewußt rein deutſch gehaltenen Kolonialgebiet am eheſten das einfache ſchlichte deutſche Gewand mit dem buntſchillernden des Internationalen vertauſcht, Libau gilt nicht mehr als deutſch im Kampfſinne der Kolonialen. Es hat zwar naturgemäß als größte kuriſche Stadt auch die an Zahl ſtärkſte Zweiggruppe des „Vereins der Deutſchen in Kurland“, aber ſie iſt oder gilt als eine der laueſten im Kampfe für die deutſche Sprache und Kultur. Man erklärt das nicht ohne Grund damit, daß es hier nur eine kleine

Kolonie wirklicher baltiſcher Deutſcher gibt und daneben eine bedeutende Zahl von zugewanderten Reichsdeutſchen. Die aber kommen und gehen, wollen raſch und viel verdienen und dann wieder in die Heimat zurückwandern, haben wenig oder gar kein Intereſſe am geſchichtlichen Wachstum des Gottesländchens, das dem Balten ſo feſt im Blute ſitzt, ſtehen einem zähen und erbitterten Nationalitätenkampfe viel weniger hart und unverſöhnlich gegenüber, weil ſie das Kolonialblut nicht in den Adern haben und zu Kompromiſſen neigen. Und ſie ſagen lächelnd und mit mitleidigem Achſelzucken ruhig „Samowar" zur Teemaſchine, was kein Balte tut, weil er ſeine Sprache rein erhalten will und ſich vor der kleinſten ruſſiſchen Breſche im ſtolzen deutſchen Gefüge fürchtet. Dieſe Reichsdeutſchen erwerben natürlich gar oft die ruſſiſche Staatsangehörigkeit aus geſchäftlichen Rückſichten und ruſſifizieren ſich dann leicht, und ſie werden deshalb gern in einen Topf geworfen mit den „Petersburger Deutſchen", auf die man hierzulande gar nicht gut zu ſprechen iſt, obſchon es natürlich auch Ausnahmen unter ihnen gebe. Immerhin war es ein Reichsdeutſcher, allerdings auch ein „ruſſifizierter", der hier die einzige wirkliche Großtat des Deutſchtums, das Deutſche Theater, einen hübſchen großen Bau, in zäher Beharrlichkeit zuſtande brachte. Vor dem Kriege wurde er nur im Rohbau fertig. Aber vielleicht erreicht den armen Verbannten in Sibirien doch die Nachricht, daß die deutſche Verwaltung und ihr Organ, der Polizeipräſident von Libau, ſein Werk fortſetzten und daß in den nächſten Tagen zum erſten Male im Theater geſpielt werden wird! Von dieſer Leiſtung aber abgeſehen, die mehr das Werk eines Einzelnen war, kann man wohl ſagen: Es erſcheint das Deutſchtum hier nicht in der glockenhellen Reinheit und Kraft wie in Mitau und in Goldingen.

Nimmt man aber hier die Letten, ſo iſt auch da die nationale Reinheit ſtark getrübt. Wohl gibt es naturgemäß Letten in allen Schichten der Bevölkerung, aber am meiſten doch in der Arbeiterklaſſe, die im Winter und Herbſt, wenn Revals und

Rigas Häfen zugefroren sind und Libaus Weizen dadurch besonders blüht, sich als Hafenarbeiter verdingen und im Sommer aufs Land zu den Gütern gehen. Diese Güter sind aber hier schon zum Teil in polnisch-litauischen Händen, und da Libau der wesentlichste Hafen Litauens ist und zum Kowno-Wilnaer Bezirk von je in enger Handelsbeziehung stand, so gibt es oder gab es hier eine litauisch-polnische Bevölkerung, die über ein Fünftel der Gesamtbevölkerung ausmachte und das reine Lettentum stark verwässerte und vermischte. Von den etwa 12000 Juden Libaus ist zu sagen, daß sie eigentlich zum geringsten Teil aus dem kurischen Judentum entstammen, welches dem polnisch-litauischen gegenüber ein durch seine breitere Bildung und sozial gehobenere Stellung begründetes aristokratisches Gefühl besitzt. Die weitaus meisten Juden stammen aus Litauen und Polen, und die führenden Handelselemente insbesondere aus Pinsk. Das sind nun wieder alte und sehr reiche Häuser von ganz bestimmtem patrizierhaftem Ahnenstolz, die ihrerseits die kurisch-jüdische Vornehmheit durchaus nicht anerkennen.

Libaus Nationalitäten, zu denen die Russen als Beamten- und Militärschicht noch zu zählen wären, treten also kaum rein in die Erscheinung. Es ist eine stark durch Handelsinteressen bedingte internationale Mischung hier. Und es ist ganz charakteristisch, daß bei den letzten Stadtverordnetenwahlen sich eine deutsche und eine lettische Partei gegen eine andere deutsche und lettische Partei verbanden, wobei weder politische noch nationale Gegensätze eine Rolle spielten, sondern ausschließlich rein stadtwirtschaftliche Fragen entscheidend waren. So gab es unter 60 Stadtverordneten nach dem Kompromiß der beiden siegreichen Parteien 25 Deutsche, 20 Letten, 5 Russen, 5 Polen und Litauer und 5 (ernannte, nicht gewählte) Juden, während der Stadtrat aus 2 Deutschen, 2 Letten und dem deutschen Bürgermeister bestand. In der städtischen Beamtenschaft beließ man es beim Zustand vor 1910. Starb ein Lette, so ersetzte ihn ein Lette, und schied ein Deutscher aus, so trat wieder ein Deutscher an seine

Stelle. Das darf aber gesagt werden, daß diese Stellvertretung ganz Ersprießliches in der Kriegszeit geleistet hat. Zur Russenzeit, als mit einem Schlage Handel und Wandel stillstanden, gründete sie Volksküchen für jedermann und sorgte für die Zufuhr des Nötigsten. Heute ist an die Stelle dieser in ihrer pädagogischen Wirkung etwas zweifelhaften Volksküchen eine kleine Barunterstützung für Notleidende getreten und vor allem das von der deutschen Verwaltung ins Leben gerufene Arbeitsvermittlungsamt, dem eher zu wenig als zu viel Arbeitsuchende zur Verfügung stehen. Aber auch jetzt führt die Stadtvertretung ihre sozialen Pflichten gewissenhaft durch. So hat die Stadt zwei Kommunalärzte für die Armen angestellt und gibt jegliche Medizin gebührenfrei ab. Der Vergünstigung erfreuen sich auch alle Frauen der zum russischen Kriegsdienst eingezogenen Reservisten. Die Elementarschulen sind kostenlos, für Bedürftige auch die Schulmittel, sechs arme Kinder in jeder Schule bekommen auch noch das Schuhzeug und was derlei Dinge noch mehr sind. Das darf man für eine Stadt, deren Bevölkerung zur Hälfte fehlt und deren Handelsverkehr doch längst nicht der alte ist, recht anerkennenswerte Leistungen nennen. Es sind zwar die Immobiliensteuer, die Wohnungs- und Konzessionssteuer, die Verbrauchsabgabe auf Bier und Limonade und die ungefähr ein Zehntel der geschätzten Jahreseinnahme ausmachende Steuer vom Einkommen der freien Berufe wieder oder neu eingeführt und in Gang gebracht, aber das trägt natürlich jetzt wenig, und so ist die städtische Notenpresse reichlich beschäftigt. Man gewinnt jedoch den Eindruck ernsthafter und, was das Erfreuliche ist, lettisch-deutsch gut und sachlich gemeinschaftlicher Arbeit der Stadtvertretung, die sich dabei des Entgegenkommens der militärischen Behörden namentlich in ihrer Wohnungsversorgungsfrage und des Verständnisses der Zivilverwaltung des Landes erfreuen kann.

Auch das architektonische Bild der Stadt ist so gemischt wie ihre Bevölkerung. Kaum eine Spur ist von alter Hanseherrlichkeit geblieben, deren Pracht und Solidität in Reval und Riga

noch durchaus beherrschend wirkt. Hier ist alles nüchtern, unansehnlich, durchschnittsmäßig. Ein ganz hübsches, halb europäisch-berlinisches, halb russisch-asiatisches Villenviertel aus Stein und Holz reiht sich um das bescheidene Kurhaus und die Badeanstalt des in den letzten Jahren beliebt gewordenen Seebades Libau, das sich großer und gutangelegter Strandanlagen und Parks erfreut. In der Stadt selbst gibt es nur ein edles und herrliches Gebäude, die Dreifaltigkeitskirche, deren imponierender Renaissancebau einem unbekannten Königsberger Meister zu danken ist und deren schlanker Turm weithin das Stadtbild überragt. Die Orgel der Kirche soll die größte in Rußland, aber wohl nicht die beste sein.

Libaus wirtschaftliches Wohl und Wehe war in allen Jahrhunderten von der Frage seines Hafens abhängig. Parallel mit dem sandigen Ostseeufer liegt der sehr flache und für eine Schiffahrt unzugängliche langgestreckte Libauer See. Auch dessen einst als Hafen dienende beiden Abflüsse ins Meer versandeten bald, trotzdem aber herrschte reger Handelsverkehr mit Libau namentlich in der Zeit, als es 50 Jahre lang den ostpreußischen Herzögen verpfändet war und den Segen einer gesunden Verwaltung kennen lernte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts bekam es einen ordentlichen Hafen in Gestalt eines vom Meere nach dem Libauer See zuführenden Kanals. Langsam hob sich nun der Handel, bis er durch die Erbauung einer Bahn von Riga ins Hinterland einen gewaltigen Schlag erlitt. Aber der aus Emden stammende tatkräftige Bürgermeister Ulich ruhte und rastete nicht, bis er auch seiner Stadt die so nötige Bahn verschafft hatte. Ein Badebesuch von Mitgliedern des Kaiserhauses kam ihm zu Hilfe, und 1871 brachte die Eröffnung der Libau—Roninger Bahn dem Hafen den ersehnten Aufschwung und nun auch das Übergewicht über den stets konkurrierenden, aber jetzt bahnlosen Hafen Windau. Windau war nach der Ansicht der damaligen russischen Verkehrsminister „weiter von europäischen Märkten entfernt“ als Libau, und das gab den Ausschlag zu-

gunsten des Ausbaues von Libau, obwohl Windaus natürlicher Hafen, der Windaufluß, für unsere heutigen Begriffe weit bessere Handels- und Ausbaumöglichkeiten bietet. Von dieser Zeit an bis heute sind wohl annähernd 75 Millionen Rubel in den Handelshafen verbaut worden; es wurden mächtige steinerne Molen und Wellenbrecher erstellt, die Fahrrinne vertieft, ein besonderer geräumiger Winterhafen dem Meere abgewonnen für den Fall des Zufrierens des Kanalhafens. Trotzdem aber ist die Handelsbedeutung Libaus nicht übermäßig gestiegen, weil in eisfreien Monaten die Ausfuhr- und Einfuhrgüter die Häfen Reval und Riga wegen der von dort aus billigeren Bahnfrachten vorzogen. Libau blieb nur eine Art Wintererſatz für das sonst doch im Westen vom Meere völlig abgeschnittene Rußland. Im Durchschnitt der letzten fünf Jahre betrug der Wert seiner Ausfuhr nur etwa 50—60 Millionen Rubel, der seiner Einfuhr nur 30 Millionen Rubel. Wenn man sich erinnert, daß das im Hafenbau wesentlich vernachlässigte Windau für über 80 Millionen Rubel Waren ausführte und für über 20 Millionen einführte, das allerdings durch die Tatkraft seiner tüchtigen Eisenbahngesellschaft, so wird man Libaus Bedeutung erst richtig einschätzen. Im Jahre 1878 kamen zum ersten Male mehr als 1000 Schiffe an, und es waren im Jahre 1913 auch nur 1700. Die Ausfuhr bestand in der Hauptsache aus Getreide und Ölkuchen sowie Holz, in der Einfuhr überwog weit englische Steinkohle die Heringe, künstlichen Düngemittel und Gerbstoffe.

Das Erstaunlichste und Gewaltigste aber in Libau ist sein Kriegshafen. Er wurde zur gleichen Zeit wie der Handelshafen gebaut, aber gänzlich getrennt von ihm, und erhielt zum Schutze einen völligen Ring von Landforts neben den für die Küstenbatterien vorgesehenen zementierten und betonierten Anlagen. Im Jahre 1902 kam Nikolai II. persönlich nach Riga, um mit der Einweihung der Kathedrale im Hafengebiet den gesamten „Kriegshafen Alexanders III." zu eröffnen. Schon einmal war ein Zar unter großer Feierlichkeit in Libau, Alexander I. hieß er, und

man schrieb das Jahr 1808. Alexander Wegner, der Historiker der Stadt, spricht in begeisterten Tönen von diesem Zarenbesuch des „geliebten Kaisers, des Vaters seines Volkes". Die Tränen der Rührung müssen gar reichlich geflossen sein damals. Im Jahre 1902 blieben die Augen trockener. Es war die Gewitterschwüle vor dem Sturm des Russisch-Japanischen Krieges und der Revolution. Die Russifizierungspolitik Alexanders III. trennte Russen und „Fremdvölker", und es gab trotz allen Prunkes keine Herzlichkeit. Und doch hätten die Libauer allen Grund gehabt, dem Zarismus zu danken, der zwei Jahrzehnte an diesem Kriegshafen baute. Wenn man herumfragt, was er wohl gekostet haben mag, erhält man die lustige Gegenfrage: „Mit oder ohne Diebstahl?" Mit Diebstahl sicher über eine Milliarde Rubel, ohne etwas weniger. Man berechnet die Jahreseinnahmen der Libauer von den Ausgaben der am Bau beteiligten Offiziere, Ingenieure und Unternehmer auf über eine Million Rubel. Denn sie stahlen nicht schlecht, und sie lebten nicht schlecht, wenn auch das meiste wohl in Petersburg und Paris verjubelt wurde. Das waren herrliche Zeiten in Libau. Als die weite, mächtige Kathedrale mit ihrem herrlich geschnitzten und goldstrotzenden Altargitter und den kostbaren und zum Teil köstlich feinen Malereien vollendet war, wurde der Hafen zwar eingeweiht, aber fertig war er noch nicht. Man baute auch noch daran, als der Krieg ausbrach. Von hier fuhr einst die große Flotte aus, die den japanischen Schrecken bannen sollte. Sie kehrte jedoch nach drei Stunden wieder zurück, weil so manches nicht stimmte. Aber nach wenigen Tagen fuhr sie dennoch ab, und nach einigen Wochen lag sie in den Meergründen von Tsuschima. Am 1. November 1908 wurde der stolze Kriegshafen aufgegeben, der ohne die seebeherrschende Flotte ganz wenig Wert mehr hatte!

Nun standen die Kasernen, die über 6000 Mann beherbergen können, leer, die schmucken Offiziershäuser inmitten der Gärten und Kiefernwälder verödeten. Das Offizierskasino der Marine, das ein prächtiges Schloß ist, blieb verschlossen, und man heizte

nur einmal ein paar Zimmer, wenn zufällig ein Kriegsſchiff kam. Die zweite Kuppelhalle der Kathedrale ſah kaum einmal ein paar fromme Bauarbeiter in ſtiller Andacht. In den rieſigen Maſchinenhallen der Werft ſtellte man die Maſchinen gar nicht erſt auf, Trockendocks, Schwimmdocks, alles diente nur noch zu gelegentlichen kleinen Reparaturen. Die Tragikomödie aber brachte der Krieg. Es war natürlich doch auf dem ungeheuren Gebiet dieſer Anlage noch ſo manches da, und es gab auch einen Kommandanten. Der ſprengte in erſter Linie die Bureaus und ließ alle Bücher verbrennen. Er hatte in den Traditionen des Hafenbaus gelebt und hielt das eben für nötig. Das ruſſiſche Kriegsgericht hatte allerdings jetzt auf einmal wenig Verſtändnis dafür und degradierte ihn. Obſchon er gleich am erſten Kriegstage zur Wahrung der Form noch das Hafenelektrizitätswerk, die Docks und das Schwimmdock geſprengt und verſenkt hatte und ihm das doch eben militäriſch nötig ſchien. Was er an Landforts nicht ſelbſt ſprengte, brachten bald die Kanonen der „Augsburg" zum Schweigen, und einige Monate ſpäter fiel Libau nach kurzem Kampfe als reife Frucht der gemeinſamen Operation von Flotte und Landheer.

Wenn man heute im flinken Boot durch dieſe Rieſenanlagen des Kriegshafens fährt, und wenn man durch Werften und Docks, Maſchinenhallen und Kaſernen wandert, die im ganzen alle doch nur ſehr wenig beſchädigt ſind, dann kommt man aus dem Kopfſchütteln nicht heraus. Mit Diebſtahl über eine Milliarde Rubel! Und die Stadt Libau, der der Grund und Boden gehörte, und die dafür gerne lumpige 4 Millionen Rubel gehabt hätte, bekam im Jahre 1914 davon ganze 700000 Rubel — zugeſprochen. Denn vor der Zahlung brach der Weltkrieg aus. Schade, daß der Kriegshafen Alexanders III. doch noch nicht ganz vollendet war und daß auf der äußerſten Mole noch das Denkmal ſeines Erbauers fehlt, der mit ſtolz ausgeſtrecktem Arme, wie Leſſeps vor der Einfahrt zum Suezkanal, auf ſein Werk weiſt.

Heute iſt der Kriegshafen nur noch ein wichtiger Beſtandteil in der Phantaſie der etwas unter der Kriegspſychoſe leidenden Libauer. Von ihm aus gehen angeblich die wichtigſten unterirdiſchen Land- und Seekabel, ja ſogar der direkte unterirdiſche Gang nach Petersburg. Vielleicht tauchen da einmal die Geiſter der Verſtorbenen wieder auf und bringen die geſtohlenen Millionen wieder!

III. Wirtschaftspolitik und Nationalitätenfrage in Kurland

1. Russen, Deutsche und Juden

Goldingen, Anfang Dezember.

Wenn man eine Reise kreuz und quer durch Kurland beendet hat und den Gesamteindruck kurz und bestimmt zusammenfassen will, so kann das in einem Worte geschehen: Deutsch. Kommt man von Südpolen über die Grenze nach Deutschland, dann scheint diese Grenzlinie kein geographischer und kartographischer Begriff mehr, keine gedachte Linie, sondern eine dicke, turmhohe, durchlaufende Mauer, wirtschaftlich, kulturell, ethisch und moralisch. Überschreitet man die polnisch-litauische Grenze nach Kurland hinein, so stellt auch hier das glückhafte, befreiende Gefühl sich ein, zur höheren, zur deutschen Kulturform zu gelangen. Es ist gewiß nicht ganz der gewaltige und überwältigende Unterschied zwischen Polen und Deutschland. Dazu ist die Schicht der Deutschen, die nur kaum ein Zehntel der Gesamtbevölkerung von rund 700000 Menschen ausmachen, zu dünn, dazu ist das Land zu lange unter russischer Herrschaft gewesen und mit russischem Firnis überzogen worden. Aber es ist doch nur ein ganz leichter und mühelos abwaschbarer Firnis, denn die Russen haben wohl stets diese kulturelle Unterlegenheit zu sehr gespürt und empfunden, als daß sie sich an den Kern des Aufbaues der deutschen Ostseeprovinzen herangewagt hätten. Und als sie es endlich unter dem panslawistischen und politisch-militärischen Druck doch versuchten, als in den achtziger Jahren die

ſogenannte Ruſſifizierungspolitik einſetzte, da war der Widerſtand des in ſeiner kolonialen Kampfkraft geweckten Deutſchtums doch ſo ſtark, daß die Feſtung nicht einfach zu überrennen war. Der bangen Frage, wie lange die Feſtungsbeſatzung ohne Hilfe von außen dem brutal-rückſichtsloſen Feinde noch hätte widerſtehen können, iſt der Krieg zuvorgekommen und hat ſie vertagt, bis der Frieden die letzte Antwort darauf geben wird.

Es iſt ganz bezeichnend, daß der ruſſiſche Volksteil in Kurland kaum die Hälfte der Stärke des deutſchen hatte. Die Ruſſen waren nur als Soldaten, als Poliziſten und als Beamte vertreten. Sie waren in der Kultur den Deutſchen, im Handel den Juden und in der Landwirtſchaft den Letten ſo ſtark unterlegen, daß alle Verſuche ihres Eindringens in das Baltikum von Anbeginn an zum Scheitern verurteilt waren. Stolypin ſah als Grundgedanken ſeiner Bauernreformpolitik das Ziel, das Herdenmenſchentum des an die „Mir"-Gemeindeverfaſſung gebundenen ruſſiſchen Bauern durch den Geiſt der Individualität und Initiative eines an Heimatboden und eigene Scholle hängenden Bauern zu erſetzen. Steckte erſt einmal dieſer Geiſt im ruſſiſchen Bauerntum gemeinhin, ſo wäre der ruſſiſche Soldat und das ruſſiſche Heer eine andere Waffe, als ſie es heute ſind. In dieſer Hinſicht kann man nicht mit Unrecht Stolypin als den Hauptgegner Deutſchlands bezeichnen, weil er zuerſt nicht die techniſche Unterlegenheit, ſondern die menſchlich-moraliſche Rußlands beſeitigen wollte. Kriwoſchein war ihm in dieſer Beziehung ein genialer Nachfolger. Wäre ſein Plan der Anſiedlung von mindeſtens 300000 ruſſiſchen Bauern auf eigener Scholle in Kurland durch Aufteilung des Kronbeſitzes Wirklichkeit geworden und hätte er die nötigen geſetzlichen Kautelen gegen Verkauf und Verſchleuderung dieſer ruſſiſchen Beſitze an Fremdſtämmige enthalten, ſo wäre das der erſte Schritt zur Vernichtung des Deutſchtums und auch des Lettentums geworden. Ohne dieſe geſetzlichen Kautelen aber war der Ruſſe dem Letten nicht gewachſen. Es fehlte ihm der Geiſt der nüchternen Arbeitſamkeit, der im

UNIV. OF CALIFORNIA

lettiſchen Charakter ſteckt, und der in den Letten von ihren deutſchen Herren immer weiter entwickelt worden iſt. „Der Ruſſe ſäuft mehr und holt weniger aus dem Boden heraus," das iſt das lettiſche und deutſche Urteil hierzulande. So ſind bisher alle ruſſiſchen Koloniſationsverſuche jämmerlich geſcheitert. Ich habe ſtatiſtiſche Zahlen über den ruſſiſchen Beſitz in Kurland nicht bekommen können, aber er iſt verſchwindend gering. Es iſt nicht ohne Intereſſe und auch lehrreich für Wirtſchaftsfragen, die in Deutſchland nach dem Kriege auftauchen werden, daß man wohl in den fünfziger oder ſechziger Jahren in Kurland einen Verſuch mit ruſſiſcher Militärkoloniſation gemacht hat. Das waren die ſogenannten Nikolaiſchen Soldaten, Letten, die damals ihre 20 bis 25 Jahre Soldat geweſen ſind und nun Soldatendotationen von 1 bis 10 Deßjätinen erhielten, 4 bis 40 Morgen ungefähr. Es war für die extenſive landwirtſchaftliche Kultur des Landes viel zu wenig, die Leute kamen ohne genügende Kapitalkraft und ohne Kredit, ſie wirtſchafteten drauflos und arbeiteten ſchlecht, und das Reſultat war, daß ſie allmählich zum lohnenderen Erwerb der Wilddieberei und des Holzdiebſtahls übergingen, für welche beiden Berufe die ruſſiſche Geſetzgebung allerhand Erleichterungen zur Hand hatte. Auch der lettiſche Bauer ſpricht mit Verachtung von dieſen Leuten, ebenſo wie der Jude nur mit Achſelzucken von den ruſſiſchen Verſuchen im Handel redet. Forſcht man nach der Bedeutung der Ruſſen im Geſchäftsleben der Häfen Windau und Libau, ſo ſtellt man einen geradezu lächerlich geringen Anteil des Ruſſentums daran feſt. Man kann alſo wohl ſagen: Rußland hatte den politiſchen Beſitz Kurlands, es ſtand aber dem wirtſchaftlichen und kulturellen Leben ſo gut wie fremd gegenüber.

Das, was dem Lande ſeinen Charakter gibt, iſt das Deutſchtum. Es braucht und kann hier nicht auf die koloniale Geſchichte des Landes eingegangen werden, um den hiſtoriſchen Werdegang zu entwickeln. Jedenfalls iſt es Tatſache, daß der

Gutsbesitzer, der Pastor, der Arzt und Apotheker, der Rechtsanwalt und Oberlehrer zum überwiegenden Teil Deutsche sind und daß sich das im öffentlichen Geistesleben ausdrückt. Es ist gewiß ein anderes Deutschtum, als wir es von der Heimat her kennen, ein Deutschtum mit allen Vorzügen und Fehlern einer kolonialen Enklave, aber niemand wird sagen können, daß es kein starkes und erfrischend wirkendes Volkstum sei. Man überschätzt gemeinhin die Zahlen der Adeligen darunter. Es gibt nur 500 Gutsherrschaften in ganz Kurland, und davon ist eine Anzahl noch in bürgerlichem Besitz. Der Unterschied zwischen adeligem und bürgerlichem Gutsbesitzer ist allerdings sehr gering, seit im Jahre 1866 die Ritterschaften der Ostseeprovinzen beschlossen haben, die Gleichstellung durchzuführen und seitdem auf den „brüderlichen Konferenzen" adelige und bürgerliche Besitzer gleiche Stimmen haben. Unter den vielleicht 200000 Deutschen der gesamten Ostseeprovinzen mögen ja überhaupt nur 6000 bis 7000 Adelige sein. Es ist aber bemerkenswert, wie ausgeglichen das soziale Verhältnis zwischen Adel und Bürgertum hierzulande ist. In der Zeit der unbestrittenen Herrschaft gab es auch hier zweifellos strenge und scharfe Scheidungen, die um so tiefer eingriffen, als auch das Bürgertum hier seinen kolonialen Stolz und das nie ermattende Bewußtsein seines Wertes ziemlich ausgeprägt besaß. Aber zwei Faktoren haben diese Trennung verwischt: die Russifizierungspolitik und die Universität Dorpat. In Dorpat gab es drei Verbindungen, die landsmannschaftlichen Charakter hatten. Die „Coronia" nahm nur Kurländer, die „Livonia" und „Estonia" nahmen fast nur Livländer und Estländer in ihre Reihen auf. Aber innerhalb der Landsmannschaft der Kurländer war nun auch wirklich alles vereinigt: der junge Adelige und Gutsbesitzer, für den es immer mehr Sitte wurde, erst zu studieren und dann Landwirt zu werden, saß mit dem Sohne seines väterlichen Försters und seines Pastors zusammen, die Söhne des Kaufmanns und Handwerkers standen im engen Freundschaftsverhältnis zu ihm. Das rein und

echt erhaltene Studententum ſchweißte ſie feſt zuſammen, und wo einmal etwa alter Stolz noch durchbrechen wollte, war man in den Oſtſeeprovinzen von jeher leicht geneigt, mit der Piſtole die Gleichheit feſtzuſtellen. Die alten Herren der „Coronia“ aber verbindet die Erinnerung an die ſchönen Jugendjahre, das Bewußtſein der gemeinſamen Führerſchaft im Kampfe, treue und ſelbſtloſe Freundſchaft. Ärzte, Paſtoren, Rechtsanwälte verkehren auf den Gütern und in den Klubs als Freunde und Gleichgeſtellte. Es beſteht hier der beſondere Stand der „Literaten“, ein Stand, in den man als Sohn eines Predigers oder Anwalts hineingeboren wird, auch wenn man noch ſo dumm und unliterariſch bleibt. Dieſe Literaten, die einſt in Mitau ihren beſonderen Friedhof hatten, ſind ein ſtarkes, kerniges und geachtetes Geſchlecht. Der Oberlehrer zum Beiſpiel genießt hier eine ganz andere Achtung als zuweilen bei uns, weil man im engen Kreiſe des kolonial Begrenzten ſehr viel mehr vor Augen hat, was man ſeiner Erziehung der Jugend verdankt. Die Literaten bilden die Mittelſchicht zwiſchen Adel und dem Bürgertum, weil der Sohn des Handwerkers und Bauern ſelbſt zumeiſt in den Literatenſtand aufſteigt und ihm in nächſter und übernächſter Generation feſt angehört. Das iſt ja der Nachteil dieſer kolonialen Entwicklung, daß der Groß- und Kleinhandel allmählich immer mehr aus den Händen des Deutſchen in die des Juden übergeht — wir werden darüber gleich noch zu ſprechen haben — und daß der Handwerker immer mehr vom Letten und Juden verdrängt wird. Der ſtarke Trieb zum Aufſtieg, der Wunſch, die Kinder etwas Höheres und vermeintlich Beſſeres werden zu laſſen, vermehrte und erhielt den Literatenſtand, während Kaufmanns- und Handwerkerſtand zurückgingen. Als ſich die Zunftverfaſſung, die noch ein Halt war, auflöſte und der freie Wettbewerb eintrat, als die patriarchaliſch-heimiſche Erziehung des Lehrlings und Zöglings ſich verlor, da verlettete das Handwerk. Man hat das frühzeitig eingeſehen und durch die Begründung von Lehrlingsheimen dem entgegengewirkt, jedoch mit nur teilweiſem Erfolg. Als die

Ruſſifizierungspolitik die untere Beamtenſchaft, die bisher deutſch war, vertrieb und ſie durch ruſſiſche erſetzte, da entging dem Deutſchtum immer mehr eine notwendige und geſunde Kleinbürgerſchicht. Die Leute ſind damals zahlreich „ins Reich" nach Rußland gegangen und fanden zwar dort als überlegene Kulturklaſſe gute Anſtellung und lohnenden Verdienſt, aber ihre Kinder ſind zum guten Teil ruſſiſch erzogen worden und damit dem Deutſchtum verloren gegangen. So fehlte dem kleinen Kolonialvölkchen Blutauffriſchung und Ergänzung, zumal ja nicht zu leugnen iſt, daß die deutſche Heimat ſich um das baltiſche Deutſchtum herzlich wenig kümmerte und es mit dem Ruſſentum aus Unkenntnis in einen Topf warf. Man ſtand politiſch dem Ruſſentum nahe und wollte keine „Friktion", aber ſtand ihm letzten Endes innerlich doch zu weſensfremd gegenüber, um gern nach den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen zu wandern. Der friſche und geſunde Zuzug früherer Jahrzehnte blieb aus. Die Kurländer waren alſo unter ſich und heirateten auch im ganzen unter ſich. Nun ſind zwar die Behauptungen von der dadurch erfolgten Degeneration des Adels maßlos übertrieben. Es mögen einige Familien durch Inzucht verdorben und ſogar ausgeſtorben ſein, aber im ganzen iſt das Gutsbeſitzertum hier doch ein ſtarkes Geſchlecht in ſeiner Geſamtheit, frei von dem ihm ſo oft angedichteten Herrenmenſchentum und Ausbeutertum. Gerade hier war die Blutauffriſchung durch pommeriſches und mecklenburgiſches Blut in den letzten Jahren ſogar wieder reger. Trotzdem wollen genaue Kenner und alteingeſeſſene Balten einen kleinen Rückgang der Begabung bei Adel und Bürgertum feſtſtellen. Da ſie aber mit Stolz hinzufügen, daß dieſe Begabung früher eben beſonders hoch und hervorragend war, wird ſie heute dem allgemeinen deutſchen Durchſchnitt in der Heimat keinesfalls als unterlegen angeſehen. Denn was die Leute immer wieder hochhielt und geiſtig zuſammenſchmiedete, war eben in den letzten Jahrzehnten der Kampf gegen die Ruſſifizierungspolitik. Die drohte Bürger wie Adeligem mit gleicher Schärfe und Un-

erbittlichkeit und ſchloß die Reihen, in denen das alte Bewußtſein der koloniſierenden Ordensritter mit ihrem kampffrohen Draufgängertum wuchs und wach blieb. Im kulturellen Sinne fühlen ſie ſich alle als Herrenmenſchen. In dem Verein der Deutſchen in Kurland, in den deutſchen Klubs in Mitau und Goldingen, in den Geſellſchaften der „Muße“ in Windau und Libau, in den Gewerbevereinen und der kurländiſchen Geſellſchaft für Literatur und Kunſt ſchloß ſich eben alles zuſammen, was deutſch war und deutſch ſein und bleiben wollte. Das ſchuf einen ſozialen Ausgleich der Klaſſen, der allerdings um ſo feſter ſein konnte, weil eine Klaſſe der Arbeiterſchaft, die ja rein lettiſch oder polniſch-litauiſch-jüdiſch blieb, mit ſcharf ausgeprägten wirtſchaftlichen Gegenſätzen, ſo gut wie ganz fehlte. Die ruſſiſche Herrſchaft ſchuf ihnen gemeinſame politiſche Intereſſen und ließ ſie das politiſch und ſozial Trennende als verhältnismäßig unwichtig empfinden.

Das kurländiſche Judentum iſt ein in ſich geſchloſſener und ſelbſtändig zu erachtender Volksteil, man darf es aber doch in gewiſſem Sinne als deutſch anſprechen. Solange die Juden das aktive und paſſive Wahlrecht zu den Kommunen hatten, wählten und ſtimmten ſie mit den Deutſchen, denen ſie ſich geiſtesverwandt fühlten. Eines der Mittel der Ruſſifizierungspolitik war es, den Deutſchen dieſe Stütze dadurch zu entziehen, daß man den Juden das Stimmrecht nahm und nur noch präſentierte und vom ruſſiſchen Gouverneur zu beſtätigende jüdiſche Vertreter zuließ, deren deutſche Geſinnung und Abſtimmung freilich die gleiche blieb. Die Juden ſind an Zahl ungefähr den Deutſchen gleich, ihre Sprache iſt auch nicht das polniſch-ruſſiſche „Jiddiſch“, ſondern ein reineres verſtändlicheres Deutſch. Das kuriſche Judentum hat auch das Gefühl der kulturellen Überlegenheit über das ruſſiſche und blieb ja, da die Freizügigkeit nach Rußland oder auch nur nach Livland hin nicht beſtand, ein in ſich geſchloſſenes Volkstum, das ſich in ähnlicher Lage wie das Deutſchtum befand. Es herrſchte eine ſtarke Geſchloſſenheit in dieſem Juden-

tum selbst. Als die Russen vom Memeler Raubzug nach Libau zurückkehrten, verbot der Oberrabbiner in der Synagoge seinen Juden, etwas von der durch Mord und Plünderung zusammengekommenen russischen Beute zu kaufen, und das wirkte so stark, daß die russischen Soldaten goldene Uhren zu einem Rubel an die lettischen Bauern verkaufen mußten, um die Uhren nur loszuschlagen. Und als in der Gegend von Talsen das Gut eines reichsdeutsch gewordenen Deutsch-Balten von den Russen beschlagnahmt wurde und wertlosere Gegenstände des von den Umwohnern, Deutschen und Juden, inzwischen großenteils weggebrachten und zur späteren Rückgabe an den Besitzer aufbewahrten Mobiliars versteigert werden sollten, da waren zwar über hundert jüdische Kaufleute und kleine Händler anwesend, aber keiner öffnete den Mund zu einem Gebot. „Wir hatten es uns verschworen, nicht zu bieten," sagten sie später, „und wir hätten den verprügelt und geächtet, der es gewagt hätte, anders zu handeln." Die Juden erfreuen sich in Kurland durchweg guter Achtung, sie gelten, von ganz geringen Ausnahmen abgesehen, als ehrlich, reell und anständig in Handel und Wandel. Sie sind Groß- und Kleinhändler und spielen eine ausschlaggebende Rolle in manchen Gewerben und Handwerken, wie der Schneiderei. Auf jedem Gute gibt es „Hofjuden", ohne daß man unter diesem Worte etwa einen verächtlichen Nebenklang vermuten dürfte. Das Gut liegt etwas abseits vom Verkehr und hat Bedürfnisse, der Jude sorgt in seiner vom Gutsbesitzer ihm überlassenen „Bude" für den kleinen Bedarf an Kolonial-, Schreib- und Schnittwaren; er handelt auch mit Schmuckgegenständen und fährt mit seinem Wagen regelmäßig zur Stadt, um besondere Bestellungen auszuführen, die ihm Gutsherrschaft wie Bauern und Knechte auftragen, er vermittelt den Getreideverkauf usw. Ich sprach gar manchen Gutsbesitzer und vor allem deren Frauen, die mit großer Anerkennung ihrer Hofjuden gedachten. In Edwahlen zum Beispiel hatte der Gutsherr dem Hofjuden, der mit mehreren Söhnen sein Geschäft betrieb und ein alter würdiger Greis war, ein

Häuschen auf dem Berg als Altenteil zur Verfügung gestellt. Als der Krieg kam und die Judenvertreibung begann, nahmen die Juden, im Gegensatz zu den Letten, alle ihre Alten und Kranken mit sich. Keiner sollte zurückbleiben. Auch der Patriarch vom Berge humpelte herab, und der Abschied von seiner Gutsherrschaft war rührend. Selbst der Gutsherr schämte sich der Tränen nicht, die in seinen Augen standen. Die Juden waren politisch radikaler als das konservative Deutschtum, dem trotz aller Russenpolitik der Gedanke der Loyalität und der Treue zum russischen Herrscherhaus tief im Innern wurzelte. Der Jude dachte zu sehr an die schändliche Behandlung seiner Glaubensbrüder in Rußland, als daß solche Gefühle seinen Haß hätten beeinflussen können. Er war revolutionär und radikal, er sah in der Revolution des Jahres 1905 die Befreiung und die Zukunft, und er beteiligte sich daran ganz zweifellos auch mit hohem persönlichem Mute, mit Menschen wie mit Geld. Daß sich diese Revolution dann so stark gegen das Deutschtum und die Gutsbesitzer kehrte, konnte er nicht hindern. Aber der dadurch geschaffene Gegensatz verschwand doch sehr rasch wieder in den folgenden Jahren des gemeinsamen Kampfes gegen das Russentum, und wo Stachel zurückgeblieben waren, da sind sie jetzt durch den heroischen Auszug der Juden bei der Vertreibung im jetzigen Kriege beseitigt worden. Die wahre Heldengröße dieses Auszuges hat einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf den deutschen Bürger und Edelmann gemacht, und wo man heute vom Juden spricht, geschieht es in ehrlicher Betrübnis, daß das tüchtige und solide Handelselement fehlt und dem Lande dadurch großer Schaden entstanden ist.

2. Die Landesverwaltung und die Letten

Goldingen, Anfang Dezember.

Das allerschwierigste Problem in Kurland ist die Frage der Letten, der „machtlosen Menschen", wie man sie genannt hat.

Von den nicht ganz anderthalb Millionen Menschen, die das kleine Volk zählt, wohnen an die 200000 in den an Kurland grenzenden litauischen Bezirken; die übrigen verteilen sich ziemlich gleichmäßig auf Kurland und Livland. Sie machen also in Kurland etwa 75 Prozent der Gesamtbevölkerung aus, etwa 42 Prozent der Bevölkerung der Städte, 85 Prozent auf dem flachen Lande. Einer starken Vermehrung unterliegt dieser Volksteil nicht, im Gegenteil, das Zweikindersystem ist in der Stadt grundsätzlich und auf dem Lande nicht viel weniger verwirklicht worden. Das war nicht immer so, denn Pantenius erzählt in seinen Jugenderinnerungen noch von der Kindersehnsucht der Bauern, daß der Bauer ganz allgemein nur heirate, wenn er sich durch Erfahrung überzeugt habe, daß er von seiner Auserkorenen auch Nachkommenschaft zu erwarten habe; dann allerdings immer! Das hat nun aufgehört, und mit einer immer mehr einsetzenden Landflucht und Sucht, in der Stadt ein bequemeres Kleinbeamten- oder Rentnerleben zu führen, ist das Lettentum viel konzentrierter, politischer, der Agitation zugänglich geworden.

Machtlose Menschen! Das Wort ist richtig, und es bedeutet unstreitbar einen schweren politischen Fehler, den man natürlich aus der geschichtlichen Entwicklung heraus sehr wohl begreifen kann. Das baltische Deutschtum fühlte sich als kulturell überlegene Rasse und wollte sich unvermischt erhalten. Wie es seine Sprache ganz frei von russischen Beimengungen erhalten wollte, ebenso sah es auf die ausschließliche Wahrung der deutschen Herrschaft in der politischen und Beamtenmacht, soweit die russische Oberherrschaft das zuließ. Als Kurland 1795 russisch wurde, genoß es die Vergünstigungen der livländischen und estländischen Ritterschaftskapitulationen, die 1710 mit Peter dem Großen vereinbart und später im Nystädter Friedensvertrag verankert worden waren. Kurland bildete unter seinem russischen Generalgouverneur eine politische Einheit mit Estland und Livland, und es blieb eine Einheit für sich, als das baltische Generalgouvernement aufgelöst und der kurische Gouverneur direkt Peters-

burg unterſtellt wurde. Nun gab es zwar ein ganzes Beamtenheer und Unterabteilungen, die dem ruſſiſchen Landwirtſchafts-, Finanz-, Steuer- und Unterrichtsminiſterium, der Militärverwaltung ſowie der kirchlichen Oberbehörde unterſtanden, aber auch das war nur ein ruſſiſcher Firnis. Ritterſchaft und Städte waren der eigentliche Kern der Verwaltung. Und es war vor der Zeit der Ruſſifizierungspolitik, als das Deutſchtum ſich noch den Luxus leiſten konnte, etwas uneiniger zu ſein, ſchon ein Streitpunkt, daß die eigentliche Verwaltung nur bei den Gutsbeſitzern, der Ritterſchaft, ruhte. Der Landtag, in den die Rittergutsbeſitzer in 33 Kirchſpielen Landboten wählten, trat alle drei Jahre zuſammen. Er verhandelte, die Landboten erſtatteten in ihren Kirchſpielen ihren Wählern Bericht und kehrten dann mit genauer Inſtruktion zur Abſtimmung über alle Punkte in den Landtag zurück. Daneben gab es die ſchon erwähnte „brüderliche Konferenz" und mehr lokale Kreisverſammlungen unter dem Vorſitz der Kreismarſchälle, die zuſammen wieder das Ritterſchaftskomitee bildeten. Das Wahlrecht für Richter und Polizeibeamte iſt dem Landtage ſeit den achtziger Jahren entzogen worden. Eine echt ruſſiſche Verwaltung legte dem Lande als öffentliche und Verhandlungsſprache das Ruſſiſche auf, das noch keine 5 Prozent der Bevölkerung leſen, ſchreiben und verſtehen konnten! Man kann ſich ausmalen, wie es unter ſolchen Umſtänden mit der Rechtſprechung ausſah. Seit jener Zeit blieben dem Landtag im weſentlichen nur noch Aufgaben ſozialer und wirtſchaftlicher Natur, wozu das Recht der Vorſchläge bei der ruſſiſchen Zentralregierung kam. Der Landtag beſchloß „Willigungen", Steuern zur Durchführung ſeiner Aufgaben, die allerdings als Grundſteuern auch nur den wählenden Rittergutsbeſitzern zur Laſt fielen, aber doch ſehr erheblich waren. Ein dem Adel angehöriger, auf drei Jahre gewählter Landesbevollmächtigter vertrat das Land gegenüber der Regierung und dem Gouverneur, in deſſen Verwaltungsorganiſation er Sitz und Stimme hatte. Es hat innerhalb der Ritterſchaft nicht an Anſätzen gefehlt, dieſes überkommene, aber auf zu

schmaler Grundlage ruhende Verwaltungssystem zu ändern. Ein im Jahre 1881 vorgelegtes Projekt, auch die kleinbäuerlichen Besitzungen an der Landesverwaltung zu beteiligen, wurde von der Regierung gar nicht beantwortet, eine im Jahre 1905 vorgelegte Ausarbeitung, Ritterschaft, Bauernhöfe und städtische Gewerbetreibende zu Bezirkstagen und Provinziallandtagen wählen zu lassen und so eine breitere und steuerkräftigere Verwaltungsbasis zu schaffen, ging im Sturme der Revolution unter. Die Ritterschaftsorganisation war stets deutsch, und sie blieb es erst recht, als die Russifizierungspolitik einsetzte und dort, wo sie nur konnte, deutsche Beamte zugunsten russischer entfernte. Ihre Verhandlungssprache war Deutsch, und nur die Verkehrssprache mit russischen Behörden wurde seit den achtziger Jahren Russisch. Es versteht sich, daß die Ritterschaftsbeamten alle deutsch waren, wie auch in der russischen Verwaltungsorganisation die Kreispolizeichefs mit ihrem Beamtenstab, die 10 Bauernkommissare, die Beamten der zum Konsistorialbezirk vereinigten 8 Propsteien, die Beamten der beiden Bezirksgerichte in Libau und Mitau, die Friedensrichter und Oberbauernrichter zum guten Teil Deutsche und zwar kurische Edelleute waren.

Dieser kurze Überblick über die Verwaltung genügt, um festzustellen, daß hier den an Zahl doch stärksten Letten kein Platz eingeräumt war. Ein einzigesmal soll ein Lette, und auch das nur für kurze Zeit, Kreischef gewesen sein. Wie gesagt, das alles erklärt sich aus der kolonialen Kampfnatur Kurlands, und dieser Streitpunkt zwischen Deutschen und Letten würde im selben Moment wegfallen — wenn wir einmal den Fall als hypothetisch annehmen dürfen —, wo Kurland deutsch wäre, die deutsche Macht über der Landesverwaltung stünde und sich der intelligenten und gebildeten Schicht unter den Letten als deutscher Beamten bediente. Daß die russische Macht nicht auf den Gedanken kam, in die deutsche Landesherrschaft durch Ernennung lettischer Beamter Bresche zu schlagen, beweist, welche Furcht sie doch hatte, dieses letzte deutsche Recht anzutasten, und wie richtig an sich der

deutſche Grundſatz der Reinerhaltung der Verwaltung als geſchloſſener deutſcher Bau den Balten ſcheinen konnte. Aber die Tatſache, daß die Letten an dieſer Verwaltung keinen Teil hatten, wird dadurch nicht aus der Welt geſchafft. Sie war ein gewichtiger Agitationsgrund und wurde in der Zeit der Ruſſifizierungspolitik von den Ruſſen zur Verhetzung gewaltig ausgenutzt, ohne daß die Ruſſen allerdings eine Probe aufs Exempel gemacht hätten. Heute ſteht die Lettenfrage ſo, daß ein lettiſcher Führer in Riga erklären konnte: Es bliebe den Letten nichts anderes übrig, als im klaren deutſchen Waſſer zu ertrinken oder im ruſſiſchen Sumpfe zu erſticken, und er für ſeinen Teil ziehe das erſtere vor. Aber dieſe Klarheit iſt eben nicht immer vorhanden geweſen.

Verſucht man ſich ein Bild vom Letten zu machen, ſo iſt das jetzt einigermaßen ſchwer, weil die weitaus meiſten Letten dem ruſſiſchen Räumungsbefehl gutwillig und aus Angſt vor den Deutſchen gefolgt ſind. Man iſt auf Mitteilungen und vielerlei Anſichten angewieſen die man allerdings hier und da doch auch durch perſönliche Fühlungnahme nachprüfen kann. Die Letten ſind blond oder braun, haben blaue Augen und ſind gut gewachſen, ſie haben ſehr viel liviſches und wohl auch ſtark deutſches Blut von früher eingewanderten und völlig zu Letten gewordenen deutſchen Bauern in ſich. Sie unterſcheiden ſich äußerlich, und ich möchte faſt auch ſagen innerlich, nicht allzuſehr von deutſchen Bauern. Denn was jetzt ſo vielfach über ihren Charakter erzählt wird, das entſtammt einer nunmehr dreißigjährigen Periode des von den Ruſſen bewußt geſäten Haſſes und wild aufgepeitſchter Agitation. Um im Trüben fiſchen zu können, haben die Ruſſen das deutſch-lettiſche Verhältnis planmäßig getrübt und verfinſtert. Es iſt gewiß heute allgemein als ein ſchwerer politiſcher Fehler erkannt, daß die Balten in den ſechziger Jahren nicht das ſich ihnen damals anbietende Lettentum gaſtlich aufnahmen und mit ſich zur Einheit verſchmolzen. Wer will heute ſagen, ob dadurch das reine Deutſchtum wirklich gelitten und gegenüber dem Ruſſen-

tum nicht mehr ſo widerſtandsfähig geblieben wäre? Jedenfalls hielt man durch ſchroffe Abweiſung der Germaniſierung die Letten zunächſt dem Deutſchtum fremd. Man beließ die Schulen lettiſch und machte ſie nicht deutſch, und was dergleichen mehr iſt, und man tat es allgemein aus ausgeſprochenem oder unausgeſprochenem Macht- und Raſſenbewußtſein heraus, wenn auch vielfach der idealiſtiſche Grund zur Geltung kam, man dürfe einem Volke nicht ſeine Sprache und ſeine Kultur zugunſten einer anderen nehmen. Das war insbeſondere der Standpunkt der Paſtoren und Literaten, denn es waren ja doch Paſtoren, denen das lettiſche Volk die Ausbildung ſeiner Sprache und ſo viel an Kulturwerten verdankt. Man erinnert ſich da an den Paſtor Pantenius, von dem der Sohn erzählt, daß er in heißer Liebe zum lettiſchen Volk verſuchte, literariſch die lettiſche Sprache mit „Spott und Witz zu würzen". Man denkt an den Paſtor Bielenſtein, deſſen Buch über „Die Grenzen des lettiſchen Volksſtammes und der lettiſchen Sprache" grundlegend iſt. Man lieſt es heute nicht ohne Kummer, denn im Revolutionsjahre 1905 fiel das ſchöne Pfarrhaus zu Doblen mit ſeinem unerſetzlichen Manuſkript- und Bücherſchatze der Brandfackel und der Zerſtörung zum Opfer! Noch heute ſind die Hüter und Pfleger der lettiſch-literariſchen Tradition die deutſchen und lettiſchen Paſtoren, denn man kann beileibe nicht etwa die lettiſche „Intelligenz" dazu rechnen, jenes meiſt auf ruſſiſchen Schulen raſch erzogene oder gepreßte Lehrermaterial, dem das Werk der Verhetzung der letzten Jahrzehnte vorwiegend zur Laſt fällt.

Dieſe Lehrer waren bei den Letten ſelbſt nicht beliebt. In den Elementarſchulen, in denen die Unterrichtsſprache Lettiſch war, gab es acht Pflichtwochenſtunden Ruſſiſch daneben. Das Ruſſiſche wurde eingeführt und immer mehr ausgebaut, um, wie es ſchon in einem Bericht von 1886 heißt, die „Germaniſierung zu verhindern". Immer häufiger entſtanden auch die ſogenannten Miniſterſchulen mit ruſſiſcher Unterrichtsſprache, denen als Lohn eine reichliche Staatsunterſtützung ward. Seit 1887 kam die

Das alte Ordensſchloß in Windau

Die geſprengten Getreideelevatoren und Hafenkais in Windau

Lettiſcher Bauernkrug

Kurländiſche Windmühle bei Schönberg

Lehreranſtellung ganz in ruſſiſche Hände und auch das Recht, lettiſche Schulen in Miniſterſchulen zu verwandeln. Da ſchloß die Ritterſchaft ihre deutſchen Lehrerſeminare und zog ſich von den Volksſchulen zurück, auch das Konſiſtorium rief ſeine Paſtoren von der Einwirkung auf die Volksſchulen zurück. Als Hauptzweck der Schule galt eben nun die Verbreitung der ruſſiſchen Sprache. Konnte doch im Jahre 1903 ein Volksſchulinſpektor in Eſtland einer jungen Mädchenklaſſe einen Vortrag halten: Das Eſtniſche ſei nicht ſo wichtig, wozu nütze ihnen die Religion, ſie ſollten ſpäter dem Kaiſer Kinder gebären und nur Ruſſiſch mit ihnen ſprechen. Die Kenntnis des Ruſſiſchen ſei nützlich, denn in Rußland bekämen Bonnen und Köchinnen acht bis zwölf Rubel monatlich! Es iſt kein Zweifel, daß unter ſolcher Erziehung, für die ſich noch tauſend Beiſpiele anführen ließen, die Volksbildung und Volkskultur zurückging. Die Zahl der Analphabeten und der Kriminalvergehen Jugendlicher wuchs. Erſt im Juni 1905 ſah die Regierung plötzlich ein, daß die Schule nicht der „künſtlichen Durchführung ruſſifikatoriſcher Prinzipien", ſondern nur der Heranbildung der Jugend dienen dürfe. Da war es ſchon zu ſpät.

Dieſer knappe Exkurs auf das Gebiet des Schulweſens war nötig, um manches in der heutigen lettiſchen Jugend zu verſtehen. Wenn man heute über den lettiſchen Charakter allerhand ungünſtige Urteile fällen hört, ſo mag man an dieſe Sünden der ruſſiſchen Regierung denken. Es mag ſein, daß der Lette zum Teil wenig angenehme Eigenſchaften hat. Er ſoll egoiſtiſch ſein, rachſüchtig, furchtſam, aber hinterliſtig. Ich beſuchte einen lettiſchen Führer — einen von den kleinen, die großen ſind ja alle weg —, um mich bei ihm über lettiſche Fragen zu informieren. Da empfing er mich mit dem ſtrahlendſten Lächeln, was ich denn wolle, er ſei guter Deutſcher, habe ſich ſtets zu den Deutſchen gerechnet uſw. Das war offenſichtlich unwahr und gewiß nicht mutig. Aber andere lettiſche Führer, die mich empfingen, ſprachen ſehr offen mit mir über die Probleme ihres Volkstums. Es iſt

nicht zu bestreiten, daß die Deutschen den Letten nicht sonderlich gern mögen, und das geht auch deutschen Kolonisten so, Leuten, die aus dem Innern Rußlands hierhergezogen worden sind, denen also der koloniale Kampfgedanke ferner liegt und die deshalb unbefangener urteilen. Fast alle sprachen sich dahin aus, daß sie mit dem Letten am liebsten nichts zu tun hätten. Eine einfache deutsche Kolonistenbauersfrau drückte das, was sie dachte, so aus: „Der Lette kann einem nicht frei ins Auge sehen." Es gefällt diesen schlichten Leuten nicht, was so oft beim Letten vorkommt, daß der Vater dem Sohne den Besitz überantwortet und sich ein Altenteil ausbedingt, daß ihn aber der Sohn bald hinausgrault und hinausprozessiert. Es gefällt ihnen charaktermäßig nicht, daß der Lette jetzt beim Auszug vor den Deutschen alle Kranken und Alten zurückließ, während sie vom Juden das Beispiel sahen, daß er sie alle mitnahm. Aber niemand bestreitet, daß der Lette fleißig und begabt ist, intelligent und arbeitsam und nüchtern, ein strebsamer, erzieherischem Einfluß zugänglicher Bauer, der es zu etwas gebracht hat. Nicht umsonst unterschied man die „schwarzen Barone", die deutschen Gutsbesitzer, die schwarze Röcke trugen, und die „grauen Barone", die lettischen Großbauern, deren Rockfarbe grau war. Daß aus der lettischen Bauernschaft die Revolution des Jahres 1905 nicht geboren wurde, scheint mir ohne Zweifel, denn es geht dieser Bauernschaft materiell gut. Die lettische Revolution gründete sich auf die Hoffnung auf den Zusammenbruch Rußlands. Sie hatte zum Ziel die Errichtung einer lettischen Republik, und sie stand im engen Zusammenhang mit den sozialistisch-revolutionär-nihilistischen Revolutionsbestrebungen im ganzen übrigen Rußland. Daß sie in Kurland so weit gedieh, lag einzig und allein an der russischen Regierung, die sich zunächst ingrimmig freute, als sich die Revolution gegen den Ausdruck der staatlichen und politischen Gewalt, gegen die Ritterschaft und das Deutschtum wandte, und erst eingriff, als die Revolution sich gegen die russischen Soldaten und gegen den Bestand der russischen Macht überhaupt kehrte. Der lettischen

Revolution voraus ging die ganze wirtſchaftliche Entwicklung der letzten Jahre, die zur Induſtrialiſierung Rigas und Libaus führte und dort einen beſitzloſen lettiſchen Arbeiterſtand ſchuf. Das erzeugte kraſſe Gegenſätze zwiſchen Unternehmer und Arbeiter, die Unternehmer waren faſt ausnahmslos deutſch und die Arbeiter lettiſch, fleißig geſchürte nationale Gegenſätze verſchärften die Kluft, und es reifte der Boden für die Sozialdemokratie. Es fielen der Wut des Pöbels in der Revolution nicht nur Rittergüter, ſondern auch Bauerngüter von Letten zum Opfer, wer nicht mitmachte, wurde einfach erſchlagen, ob er Deutſcher oder Lette war, und der Terror zwang viele, die innerlich gar nichts mit den Dingen zu tun haben wollten. Vielfach findet man, daß deutſche Rittergüter gar nicht von den Bauern der Umgegend angezündet wurden, ſondern von fremden Horden. Der kurländiſche Kreditverein in Mitau zählte neben 400 Gutsbeſitzern über 6000 lettiſche Bauern zu ſeinen Depoſitoren, und das, obgleich er nur 4 Prozent Zinſen zahlte gegen 6 Prozent, die die von den Ruſſen geförderte Lettenbank bot. Allerdings flog die Lettenbank auch in die Luft, und alle Papiere und Bücher verbrannten, ehe die Deutſchen einzogen. Und das war wohl ſehr nötig.

Man darf auch nicht etwa annehmen, daß die Letten in ihrer Geſamtheit oder in ihrer Mehrzahl ruſſiſch geſinnt ſeien. Das gewiß nicht. Der Haß gegen die Ruſſen iſt zum mindeſten ebenſo ſtark wie der gegen die Deutſchen, und er iſt natürlich, während der andere nur künſtlich genährt iſt und vor den achtziger Jahren überhaupt nicht beſtand. Dazu hat der Lette einen zu praktiſchen Sinn für wirtſchaftliche Überlegenheit, um nicht zwiſchen Deutſchen und Ruſſen ſcheiden zu können. Der Bauer ſieht auch ein, daß die Ruſſifizierungspolitik ſich mit Hilfe der Letten gegen die Deutſchen wandte, nur um nach Erledigung dieſer Hauptwiderſtandskraft auch die Letten als „Fremdſtämmige“ zu unterdrücken. Dieſe Einſicht mag ſpät gekommen ſein, aber ſie iſt bei vielen vorhanden. Wie iſt auch das Volk von den Ruſſen

behandelt worden! Seit Nikolaus I. vollkommen rechtswidrig der protestantischen Kirche das Recht der Landeskirche nahm und sie nur noch als geduldet erklärte (1832), setzten die Bemühungen ein, die protestantischen Letten zur griechischen Staatskirche zu bekehren. In den dreißiger und vierziger Jahren war es das beliebteste Agitationsmittel, die rechtgläubigen Bauern bekämen unentgeltlich viel Land, die Andersgläubigen würden wieder Leibeigene der deutschen Rittergutsbesitzer. Als die Versprechungen später natürlich nicht gehalten wurden, war es für die Leichtgläubigen, nahezu 50 000 Menschen, zu spät. Als sie ihre Kinder wieder zum protestantischen Unterricht sandten, hagelte es Kirchenprozesse gegen die deutschen Pastoren, die das Gesetz mit Amtsentziehung und Verbannung bedrohte, wenn sie etwa Angehörige der griechischen Kirche betreuten. Der Flügeladjutant des Zaren, Graf Bobrinski, kennzeichnete damals das russische Verfahren scharf als „offiziellen Betrug". Erst Bismarcks Eingriff schuf im Jahre 1865 Erleichterung, da er auf den Eindruck dieser Barbarei in Europa hinwies. Wenigstens verlangte man nicht mehr das schriftliche Versprechen, Kinder aus gemischten Ehen griechisch zu erziehen. Aber die Anerkennung der Rekonvertiten als Lutheraner mußte wieder verschwinden, als Alexander III. ans Ruder kam. Seine Gehilfen wandelten die Frage geschickt ins Nationale um und erklärten es so, als wolle die Geistlichkeit die Letten nur germanisieren (was, wie schon erwähnt, gerade bei der Geistlichkeit am wenigsten der Fall war!). Wiederum setzten die Pastorenprozesse ein, und erst ein Toleranzedikt vom Jahre 1905 schuf Wandlung, wie man ja nach der Revolution plötzlich auf einige Zeit von russischer Seite katzenfreundlich gegen die hilfreichen und bequemen Deutschen wurde, bis man den Kampf gegen sie auf andere Weise wieder eröffnen konnte. Die Meistgeschädigten bei diesen skandalösen Kirchenverfolgungen waren die Letten, die sich geradezu nach dem deutschen Religionsunterricht drängten und unter allerhand Fälschungen ihrer Namen und Abstammung es zu ermöglichen suchten, als Deutsche zu erscheinen, um in ihn auf-

genommen zu werden. Die Letten haben das alles auch nicht vergessen, sie haben es nur vertagt, als die russische Aussaat des Deutschenhasses sie blendete.

Es soll natürlich hier nicht versucht werden, die Schärfe der nationalen Gegensätze irgendwie zu leugnen oder zu vertuschen. Aber wenn man sie recht untersucht, bleiben eben keine vermeintlichen nationalen mehr, sondern es werden wirtschaftlich-politische, und darunter gibt es richtige und falsche. In den Städten spielte sich z. B. der Kampf um die Stadtvertretungen ab. Es ist klar, daß das Lettentum hier mit seiner wachsenden Bedeutung auch wachsenden Einfluß gewinnen mußte. Die Machtverteilung in den Städten hat sich eben zu Ungunsten der Deutschen verschlechtert. Hier wird eine kluge und geschickte Verwaltung schon den Ausgleich zu schaffen wissen. Viel schwieriger und wichtiger sind die scheidenden und trennenden Fragen auf dem Lande.

Zwei davon können hier kurz gestreift werden. Die eine betrifft die Wegelasten. Es gibt nichts Verhaßteres beim lettischen Bauern als diese Wegelast. Als die Bauernbefreiung die Pächter zu Eigentümern machte, blieb die Last, jedes Jahr an bestimmten Tagen den Grand, den vom Rittergut zu liefernden Kiessand, zu fahren und damit die Wege zu reparieren. Jeder Bauer hatte sein bestimmtes Stückchen Weg. Für die Übernahme dieser Last wurde der Kaufpreis entsprechend ermäßigt. Das finanzielle Moment hat der heutige Besitzer vergessen, er kennt nur noch die Last. Zwar drückt sie ihn in Wirklichkeit gar nicht so sehr, denn er braucht seine Gespanne in der betreffenden Wegejahreszeit doch nicht, und er würde vielleicht später bei anderer Regelung der Frage zur Wegeunterhaltung viel mehr Kreissteuern zu zahlen haben, als er heute an Leistung gibt. Aber es ist eine „Last", und es drückt und ärgert ihn. Eine geschickte Verwaltung wird den Wegebau ja doch auf den Staat und den Kreis gegen entsprechende Kommunal- und Provinzialsteuern übernehmen und damit wird dieser gewaltige Streitpunkt in sich zusammenfallen. Die „Bauernbefreiung" wird dann ganz vollendet sein. Die

zweite Frage betrifft die Paſtorate. In Kurland ſind die Paſtorate vom Rittergut geſtiftete Landſitze mit Landbeſitz und Bauernpachtgütern, aus denen die Pfarrei ihre Einnahmen bezieht. Die Ausübung des Patronats iſt deshalb zum Teil Sache und Realrecht des Rittergutes, wobei das — deutſche — Konſiſtorium mitzuſprechen hat. Die Bauern haben dagegen außer kleinen finanziellen Laſten die gleichfalls im Kaufpreis ausbedungenen Laſten der Anfuhr beſtimmter Güter zur Pfarrei und der Inſtandhaltung der Pfarrbeſitze. Auch hier iſt das eine mehr gedanklich verhaßte als gerade drückende Belaſtung, die bei gutem Willen zu beſeitigen iſt. Daß es von rund 120 Geiſtlichen Kurlands nur 20 lettiſche Herren gibt, die übrigens durchweg Deutſch ſprechen, hängt mit der alten Kirchenverfaſſung zuſammen und entſpricht zweifellos nicht der nationalen Verteilung der Bevölkerung. Es gab auch einige wenige Pfarreien, denen das Berufungsrecht der Krone zuſtand nach gemeinſamem Vorſchlag von Rittergut und Bauerngemeinde. Hier iſt gar oft eine Einigung gar nicht zuſtande gekommen, und die Ruſſen haben, wo ſie konnten, das Mißtrauen gegen die Paſtoren aus leicht erſichtlichen Gründen geſchürt.

Die weitaus wichtigſte Frage der Agrarverfaſſung Kurlands wird noch zu erörtern ſein; jedenfalls iſt auch das eine wirtſchaftliche und keine Raſſenfrage. Das eigentliche Jung-Lettentum dachte ja urſprünglich nur an eine friedliche Stärkung des Lettentums. Die ſchärfere Richtung kam erſt mit der verhetzenden Tätigkeit der in Rußland ſyſtematiſch vergifteten Studenten. Das iſt nicht meine, ſondern die Anſicht weiter, beſonnener und urteilsfähiger lettiſcher Kreiſe. Die Dorpater „Lettonia“ iſt in erſter Linie als Urſprungsort zu nennen, und jugendlich übermütiges Studentenleben hat hier auch manches verſchuldet; die ſtolze Abgeſchloſſenheit der deutſch-landsmannſchaftlichen Korporationen trug, ſo ſchön und gut ſie geweſen ſein mag, das ihre zur Verſchärfung der Gegenſätze bei. Alle dieſe Gegenſätze, an denen hiſtoriſche Entwicklung wie begreiflicher kolonialer Erhaltungsgeiſt

einen weit geringeren Schuldteil tragen als künſtlich nach dem Grundſatz des Teilens und Herrſchens genährter Haß, alle dieſe Gegenſätze ſind nicht unverſöhnlicher Art. Es wäre eine Verwaltungsfrage und eine Frage des Gerechtigkeitsgefühls, ſie auszugleichen.

3. Gutsherr, Bauer und Knecht

Goldingen, Anfang Dezember.

Kurland iſt nicht ganz 27 000 Quadratkilometer groß, mithin um etwa 3000 Quadratkilometer kleiner als Belgien. Von dieſem Gebiet iſt etwa 1 Prozent in Händen der Kirche und Städte, 22 Prozent umfaſſen die Krongüter, das ſind Staatsdomänen, 40 Prozent gehören privaten Rittergütern und 37 Prozent ſind Bauernland. Es gibt etwa 500 Rittergüter und etwa 28500 „Geſinde", das ſind Bauernhöfe. Wenn man die 500 Großgrundbeſitze mit ihren 1,1 Millionen Hektar den 28000 Bauerngeſinden mit 1 Million Hektar gegenüberſtellt, ſo wäre es unrecht, dabei zu vergeſſen, daß die Bauerngüter wenig Wald und Unland in ſich ſchließen, während die Krongüter und Rittergüter ungeheure Mengen davon umfaſſen. Unter ſolchem Geſichtspunkte geſchieden, ergibt ſich, daß vom landwirtſchaftlich genutzten Boden weit über die Hälfte im Bauernbeſitz ſteht. Die Rieſenlatifundien der Privatgüter, die namentlich im Kreiſe Windau gelegen ſind (hier das größte, Dondangen, mit über 70000 Hektar), beſtehen überwiegend aus Waldgebieten. 34 Prozent des genutzten Bodens nimmt der Wald ein, Rittergüter und Staatsbeſitz teilen ſich ungefähr zu gleichen Teilen in dieſen Beſitz, 30 Prozent der Acker, 28 Prozent Wieſe und Weide und 8 Prozent das Unland. Die Durchſchnittsgröße eines Ritterguts wird etwas über 2200 Hektar betragen, die des Geſindes ungefähr 40 Hektar. Es kommen erheblich größere Geſinde zahlreich vor, die Durchſchnittszahl wird ſtark herabgedrückt durch die viel kleinere Form des Geſindes auf den Domänengütern. Etwas über 250000 Hektar kuriſchen

Bodens waren im Jahre 1910 mit Weizen, Roggen und Gerste bestellt und lieferten 1150 Kilogramm Ertrag auf ein Hektar. Das ist etwas weniger als der Ertragsdurchschnitt in Estland, wo man trotz des spröderen Bodens in der Wirtschafts- und Betriebsform weiter ist, und etwas mehr als in Livland, das ungünstigeren Boden und rauheres Klima hat. Wenn die Deutschbalten unter sich spotten, was sie gern und ausgiebig tun, so scheiden sie die landwirschaftliche Bodenbeschaffenheit und ihre eigene Tätigkeit und Fähigkeit in den drei Provinzen so: der Estländer kann nicht so, wie er gern wollte, der Kurländer will nicht so recht, wie er wohl könnte, und der Livländer steht in der Mitte und hält ungefähr das Maß des Wollens und Könnens. Der kurische Durchschnittsertrag von 1150 Kilogramm wird erst richtig beleuchtet durch die Zahl Ostpreußens von 1500, der benachbarten russischen Gouvernements Petersburg, Kowno und Wilna von 800 und Polen mit 1010 Kilogramm Ertrag auf das Hektar. Kurland steht den preußisch-landwirtschaftlichen Verhältnissen erheblich näher als den russischen.

Das ergibt sich auch aus der ganzen Art der Entwicklung der Bauernbefreiung. Sie erfolgte unter dem Einfluß der aus Deutschland kommenden fortschrittlichen Ideen in Kurland im Jahre 1817, während sie in Rußland erst ein halbes Jahrhundert später einsetzte. Sie hatte von Anfang an das Ziel der Schaffung eines selbständigen, an Scholle und Hof durch eigenstes Interesse hängenden, im geschlossenen Bauernhofe lebensfähigen Bauernstandes, während in Rußland der Streubesitz des in der Landgemeinde zusammengefaßten „Mir" einen gebundenen, unfreien, an der Hebung des Landes und seiner Kultur wenig interessierten Bauern erzog. Die im Jahre 1817 geschaffene Fronpacht war freilich noch höchst unvollkommen, obschon auch sie mit der Gegnerschaft der russischen Regierung zu rechnen gehabt hatte. Die persönliche Freiheit und Freizügigkeit nützte dem Bauern wenig, seine Fronen nahmen mit der einsetzenden inten-

ſiveren Bodenbeſtellung zu, ſeine eigene Wirtſchaftskraft auf ſeinem Bauernhofe damit ab. Mißernten und ſchlechte Konjunkturen ließen damals auch einen großen Teil des Rittergutsbeſitzes verarmen, während ein anderer durch geſchickte Ankäufe den Grund zu den heutigen Latifundien legte. Man half ſich durch die Begründung eines Kreditinſtituts und kam auch zur Selbſthilfe in der Bauernpachtfrage durch Ablöſung der Fronpacht durch die Geldpacht. Die ſechziger Jahre brachten dann die beſſere Grundlage, indem ſie eine ſcharfe Trennung zwiſchen Hofesland und Bauernland durchführten. Damit war jedes Bauernlegen unmöglich gemacht. Der Rittergutsbeſitzer konnte wohl ſeinen Hofbeſitz arrondieren, aber er konnte das dazugehörige Bauernland nur zur wirklich bäuerlichen Nutzung verwerten. Der feſtgeſtellte Bauernbeſitz war damit dem Bauernſtande als ſolchem zugeſichert, wurde eine Art Geſamtfideikommiß aller Bauern. Die Arbeitspacht wurde geſetzlich feſtgelegt, die Geldpacht dem freien Vertrag überlaſſen. Nur ein kleiner Teil des Bauernlandes blieb im freien Ermeſſen des Gutsherrn zum Zwecke der Knechtsanſiedlung. Heute iſt das Bauernland faſt reſtlos auch wirkliches Eigentum der Bauern geworden, und zwar haben in den allermeiſten Fällen die früheren Pächter ihre Pachtgüter gekauft.

Es bot ſich auf der Reiſe durch Kurland verſchiedentlich Gelegenheit zu der Beobachtung, daß es dieſen Bauern, die ja faſt ausſchließlich Letten ſind, recht gut geht. Der Wert ihrer Beſitzungen hat ſich außerordentlich gehoben, die Bauern leben zumeiſt auf großen und geräumigen Bauernhöfen, ſie haben ſo viel Land, daß ſie nach unſeren deutſchen Begriffen eher als kleine oder mittlere Rittergutsbeſitzer anzuſprechen ſind, und wirtſchaften durchweg mit gutem Erfolge. Ihre Anzahlung auf den Eigentumserwerb der Geſinde war gering. Sie betrug 5 bis 12 Prozent, die Kaufreſtſchillinge verminderten ſich, wenn auch langſam, durch die in der Zinszahlung enthaltene Amortiſation. Als im Jahre 1905 die ruſſiſche Regierung für die Bauern, die aus Domänen-

gut Eigentum erworben hatten, die Restkaufschillinge einfach strich, war das zwar eine ganz schöne soziale Geste, aber sie war doch gleichzeitig geeignet und wohl auch dazu bestimmt, die Bauern, die aus Rittergütern Eigentum erworben hatten und denen die Restschuld natürlich nicht gestrichen werden konnte, gegen ihre Gutsherrschaft aufzustacheln. Trotzdem hat sich das Verhältnis zwischen lettischen Bauern und deutschen Großgrundbesitzern im ganzen gut entwickelt. Der Gutsherr war der Vertreter des landwirtschaftlichen Fortschritts, von dem der Bauer gern lernte und dessen Versuche ihm als Richtschnur dienten. Ein gewisses patriarchalisches Verhältnis blieb immer bestehen, der Gemeindeälteste und auch der Gemeindeausschuß der Bauerngemeinde hörte gern den Rat des im Bezirk wohnenden Gutsherrn, sofern dieser als Persönlichkeit sich Achtung zu erwerben verstand. Der lettische Bauernstand besitzt aber dennoch Selbständigkeit und Selbstbewußtsein. Daß der Bauernstand an Zahl vermehrungsfähig wäre und daß der ungeheure Rittergutsbesitz ohne Schaden der Betriebsform und des wirtschaftlich vorbildlichen Einflusses auf die Bauernschaft vermindert werden könnte, unterliegt keinem Zweifel. Auch die kurländischen Gutsbesitzer sind, soweit ich das verfolgen konnte, dieser Ansicht, daß ruhig ein Drittel ihres Besitzes aus der Kategorie des Hofeslandes in die des Bauernlandes überführt werden könnte. Freilich hängt diese Frage eng zusammen mit der Gestaltung der politischen Zukunft, mit der Frage der Erhaltung des deutschen Charakters des Landes und somit der verpönten Behandlung der Kriegsziele.

Wesentlich für das Verhältnis der Deutschen zu den Letten, sofern man alle durch russische Verhetzung entstandenen Mißhelligkeiten loslöst, erscheint mir die Frage der Beziehungen des Gutsherrn und des lettischen Bauern zu ihren lettischen Gutsknechten. Auch der Bauer hat ja so viel Land, daß er, namentlich bei seinem Zweikindersystem, mit eigenen Familienarbeitskräften nicht auskommt und Knechte annehmen muß. Der Bauer hat im wesentlichen unverheiratete Knechte, die mit ihm

im Hauſe wohnen, am Tiſche eſſen und mit ihm arbeiten. Da aber die Arbeitskontrolle des ſelbſt mitarbeitenden Bauern ſehr ſcharf iſt, da die Arbeitszeit völlig unbeſchränkt iſt und die Arbeitspauſen der Regelmäßigkeit derjenigen auf den Rittergütern entbehren, ſo ſind die Bauernknechtſtellen an und für ſich nicht ſehr geſucht. Der Gutsherr bekommt in der Regel ſeine Knechte leichter, das Angebot iſt größer als dasjenige für den Bauern. Dazu kommt, daß auf den Gütern infolge des im baltiſchen Grundbeſitzerſtande wirklich lebendig erhaltenen patriarchaliſchen und ſozialen Pflichtgefühls die Knechte manche Vorteile vor den Bauernknechten voraus haben, ſo z. B. vollkommen freie ärztliche Behandlung und koſtenlos von den Gutsapotheken zu liefernde Medizin, für die ſie höchſtens in einzelnen Fällen eine Schreibgebühr von 5 Kopeken auf das Rezept zu bezahlen haben. Es iſt ferner weſentlich, daß die Knechte auf den Gutshöfen erheblich beſſer wohnen als beim Bauern. Ich habe eine ganze Reihe ſolcher Knechtswohnungen ſelbſt geſehen; ſie waren geräumig, hell und ausreichend. Es iſt mir von lettiſchen Herren eingewandt worden, das ſeien vielleicht nur Muſtergüter geweſen. Aber auch dieſe geben ohne weiteres zu, daß, wo auf einem Gute die Wohnverhältniſſe ſchlecht ſind, ſie bei den lettiſchen Bauernbeſitzern des Kreiſes noch erheblich mehr zu wünſchen übrig laſſen.

Es wird übereinſtimmend berichtet, daß bei den zwanzig lettiſchen Großgrundbeſitzern des Landes, die — um das nicht unerwähnt zu laſſen — bei den doch zu 80 Prozent deutſchkulturellen Schulzwecken dienenden „Landeswilligungen“ ſich nie abſeits hielten, ſondern ſtets für ſie ſtimmten, die Wohn- und Lebensverhältniſſe der Gutsknechte ſich durchaus im Rahmen des Üblichen hielten. Die vielfach verbreitete Anſicht, die lettiſche Revolution des Jahres 1905 ſei eine Bewegung des landloſen, ſchlecht behandelten und ſchlecht wohnenden bäuerlichen Proletariers gegen ſeine deutſchen Bedrücker geweſen, ſcheint mir alſo in den Tatſachen ihre Widerlegung zu finden.

Den völlig besitzlosen Gutsknecht, der im Tagelohn steht, gibt es freilich auch in Kurland kaum. Im Kreise des Hafens Libau, der ja nur im Winter, wenn die übrigen russischen Häfen zufrieren, einige Bedeutung hat, bedient sich die Landwirtschaft in größerem Maßstabe in der Erntezeit der städtischen Arbeiter. Auch diese genießen dort die Gutsvorzüge — freier Arzt und freie Medizin — sie wohnen auf dem Gute, werden dort beköstigt und bekommen ihren Tagelohn. Sind in Kurland, was ein sehr seltener Fall zu sein scheint, auf einem Gute überhaupt nur Knechte als Tagelöhner angestellt, so erhalten sie auch freie Heizung und das zum Leben nötige Getreide zu einem von allen Marktschwankungen unabhängig festgelegten sehr billigen Preise. Der Männerlohn beträgt im Durchschnitt dann wohl 60, der Frauenlohn 40 Kopeken.

Die beiden in Kurland am meisten verbreiteten Systeme für die Haltung von Gutsknechten sind die der Lohnknechte und der Landknechte. Die weitaus meisten Knechte sind als Jahresknechte angestellt. Sind sie Lohn- oder Deputatknechte, was zu vielleicht 60—70 Prozent der Fall ist, so erhalten sie außer einem Barlohn und freier Wohnung noch ein Stückchen Land zur Produktion des eigenen Gemüsebedarfs, ein entsprechendes „Deputat" an Getreide, Kartoffeln, Futter usw., die Erlaubnis, 2—3 Kühe, einige Schafe, hier und da auch Pferde zu halten. Ich führe als ein Beispiel die Bezüge eines Deputatknechtes aus dem Libauer Bezirk an, der wohl zu den durchschnittlich und gut bezahlten Knechten gerechnet werden darf. Er bekam neben 60 Rubeln Geldlohn, freier Wohnung, freiem Arzt und freier Apotheke noch einen Stall- und einen Schuppenraum, 18 Zentner Roggen, 11 Zentner Gerste, 4 Zentner Kleinroggen als Schweinefutter, 0,8 Zentner Hafer und Grütze, 1,2 Zentner Erbsen, wobei das Gut die Mahlung des Getreides bezahlte. An fertig gedüngtem und bereitetem Lande erhielt er eine halbe Lofstelle (etwas mehr als $^1/_2$ Morgen) Kartoffelland, $^1/_4$ bis $^1/_8$ Morgen Gartenland und dazu die Erlaubnis, 2 Kühe und 3 Schafe zu halten,

ſowie für dieſe das nötige Futter, je 2—3 Fuder Heu, Sommer- und Winterſtroh, 1 großen Korb Spreu, ½ Faden Holz (der Faden hat ungefähr 7 Kubikfuß), ſowie 2 oder 3 Faden Unterholz. Dabei war der Mann zur täglichen Arbeit verpflichtet, die Frau zu 70 Tagen, von Frühſtück bis Dunkelheit. Als die eigentliche Entlohnung der Frau wird dabei das vom Gut gelieferte Viehfutter angeſehen. Für weitere Arbeitstage erhält die Frau 40 Kopeken. Dabei iſt die männliche Arbeitszeit von früh bis zur Dunkelheit gerechnet, bei ungefähr einer Stunde Frühſtücks- und Veſperzeit und einer, im heißen Sommer zwei Stunden Mittagszeit. Gerät und Geſpann zur Beſtellung des Deputatslandes ſtellt übrigens das Gut. Die Erlaubnis der Viehhaltung ſchließt für den Knecht die Möglichkeit in ſich, im Jahr eine Kuh ſowie auch Schafe zu verkaufen und ſich dadurch erhebliche Nebeneinnahmen zu verſchaffen. Es iſt Tatſache, daß die Landarbeiter beträchtliche Erſparniſſe bei den lettiſchen kleinbäuerlichen Banken anſammeln, die von dieſen wieder zur Kreditgewährung an die Geſindewirte verwendet werden.

Der als Landknecht angeſtellte Arbeiter erhält nur ſehr geringe Geldentlohnung, dagegen eine Art kleiner Pachtſtelle, die er mit eigenem Geſpann bearbeitet. Er arbeitet einen Teil der Woche auf dem Gute und den anderen ausbedungenen Teil auf ſeinem Lande, deſſen Ertrag ihm als Lohn gilt. Freien Arzt, Medikamente, Wohnung und Heizung genießt er auch. Der Arbeiter bekommt dabei im Durchſchnitt 15 Loſſtellen, etwas weniger als 20 Morgen Land, die um ſeine Wohnſtätte herum liegen. Im allgemeinen nimmt dieſe Lohnart ab, weil der Gutsherr durch intenſivere Arbeit dem Boden natürlich mehr abgewinnen kann als dieſer kapitalarme Landknecht. In beiden Arten von Gutsknechtentlohnungen hat die Einführung einer Art von Akkordlohn wieder Verſchiebungen und Verſchiedenheiten gebracht, die faſt auf allen Gütern voneinander abweichen. Das Landknechtſyſtem iſt im allgemeinen nur ein Vorläufer für die ſpätere Übernahme von Pachtungen durch dieſe Arbeiter.

Eigentümlich ist in Kurland die Wirtschaftsform auf Halbkorn oder Hälftner, über deren Güte das Urteil hierzulande sehr auseinander geht. Mehrere Arbeiter werden gemeinsam, jeder mit seinem eigenen Inventar, Vieh eingeschlossen, auf einen Landbezirk gesetzt, und übernehmen die Bearbeitung nach den Angaben des Gutsherrn oder seines Verwalters. Saatgut und Maschinen stellt der Gutshof. Entweder die Arbeiter leisten die Arbeit überhaupt gemeinsam oder sie arbeiten jeder in seinem Teil für sich und leisten nur bei der Ernte und in Ausnahmefällen sich gegenseitig Unterstützung. Der Ertrag wird zwischen Gutsherrschaft und Arbeiter geteilt. Solche Verträge werden auf ein bis drei oder vier Jahre abgeschlossen. Die unbedingte Leitung der Wirtschaft bleibt also beim Gutsherrn, die Arbeiter sind aber an der Güte ihrer Arbeit durch ihre Beteiligung am Erdrusch interessiert. Der Gutsbesitzer spart beträchtlich an Betriebskapital und Inventar, hat aber doch nicht die genügende Garantie der sorgsamen Bodenbearbeitung, so daß der Acker nach Ansicht wirtschaftlich sachverständiger Kreise dadurch auf die Dauer entwertet wird.

Im allgemeinen ist die Lage der Gutsknechte nicht schlecht. Zwar haben die Bauernknechte einen höheren Geldlohn von 80 bis 120 Rubeln und 40 bis 60 Rubeln für Mägde, aber dafür werden ihnen Versäumnisse, Krankheit, Schäden abgerechnet, was zu vielen Klagen führt und auf Gutswirtschaften völlig unbekannt ist. Auf den Gutswirtschaften kommt, wie erwähnt, eine starke patriarchalische Anteilnahme der Gutsherrschaft am Schicksal des Arbeiters dazu. Die kurländische Gutsfrau bekümmert sich etwas weniger als die livländische um den Hof und seine Wirtschaft selbst, um das Groß- und Kleinvieh, aber sie leistet Erhebliches an freiwilliger Krankenpflege und sozialem Hilfswerk. Auch jetzt, da der Krieg die Ordnung des Ländchens über den Haufen geworfen hat, kümmert sich auf den Gütern die Frau zumeist um die Beschulung der Kinder, sie erteilt in nicht wenigen Fällen selbst den Unterricht, weil ja die Lehrer fehlen.

Wenn es also gestattet ist, aus der Fülle der Eindrücke, der Auskünfte und der Besichtigungen unserer Kurlandreise einen Schluß zu ziehen, so ist es der, daß das Verhältnis zwischen Gutsherr, Bauer und Knecht gut ist. Daß der Trieb nach Verbesserung ihrer Lage bei Bauer und Knecht vorhanden ist und zur Äußerung mannigfacher Wünsche führt, ist natürlich. Auch die Mittel- und Kleinbauern wollen das Fisch- und Jagdrecht, um ein Beispiel zu nennen, das bisher nur den Rittergütern zugesprochen war. Sie wünschen die Aufhebung des bisherigen Rittergutsprivilegs, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien anzulegen, sowie Fabriken zu bauen und was dergleichen Dinge mehr sind. Daß für die Landarbeiter an Stelle der bisher patriarchalischen Fürsorge eine Alters- und Invaliditätsversorgung wünschenswert ist, erkennen auch die Arbeitgeber an. Die moderne Zeit verlangt erworbene Rechte an Stelle von gewährten Vergünstigungen. Aber es ist anzuerkennen, daß die kurländischen Großgrundbesitzer es verstanden haben, mit ihren Bauern und ihren Knechten gut zu leben. Wenn die Revolution und die russische Agitation seit den achtziger Jahren das Bild verschoben haben, so wird es jetzt wieder zurechtgerückt werden im Hinblick auf die heutige deutsche Verwaltung des alten Ordenslandes und auch im Hinblick auf künftige Möglichkeiten.

4. Die deutsche Kolonisation

Goldingen, Anfang Dezember.

Als der Ausbruch und die verheerende Wirkung der Revolution des Jahres 1905 die ganze Schwere der russischen Verhetzung unter dem Lettentum klarlegte, als nicht weniger denn 45 Rittergüter Kurlands verbrannt und verwüstet waren, da raffte sich das Deutschtum zu energischer Gegenwehr auf. Man erkannte, welche Art von Schutz die russische Regierung den Deutschen gewährt hatte, solange die revolutionäre Bewegung sich eben nur gegen die verhaßten Deutschen zu richten schien;

man erkannte auch die Schwäche der deutschen Stellung in Kurland, die in dem Fehlen einer kräftigen Mittel- und Unterschicht für die dünne Oberschicht der Gutsbesitzer und Städtebewohner lag. Das führte eine kleine Anzahl von Männern zu dem Entschluß, deutsche Bauernansiedelungen in größerem Maßstabe in Kurland durchzuführen. Es galt, dem Deutschtum neues Blut zuzuführen, Deutsche hereinzubringen, die man aber nicht als besitzlose Arbeiter gebrauchen konnte, weil die Gefahr der Verlettung zu groß gewesen wäre. „Mit Knechten schlägt man keine Schlachten, auch keine wirtschaftlichen," war der Grundsatz. Man mußte also den Leuten ausreichenden Landbesitz verschaffen. Das sollte ihnen besitzliche Rechte und Pflichten geben, besitzliche Interessen, die denen der Gutsbesitzer gleichgestellt waren, sollte die gemeinsame Schutzwehr gegen das Russentum und das Lettentum durch kräftige, zur Not auch waffenfähige Männer verstärken helfen. Die Absicht war, gleichzeitig durch diese Maßnahme einen Teil der in Südrußland lebenden deutschen Auswanderer erster oder zweiter Generation dem Deutschtum wiederzugewinnen. Der Kolonisationsplan entstand zur gleichen Zeit, als die russische Regierung sich mit ähnlichen Gedanken trug. Die Revolution war mit Hilfe der treuen Deutschen niedergeschlagen, aber das Deutschtum ging stark geschwächt aus ihr hervor; man konnte ihm nun ohne Gefahr einen Teil der seit den achtziger Jahren ihm entzogenen Rechte auf Schule und Sprache wiedergeben, man konnte aber die Russifizierung im Hinblick und unter Hinweis auf die zutage getretene lettische Gefahr auf andere Weise zu verwirklichen suchen, nämlich durch russische Kolonisation. Die Bauernagrarbank erhielt also den Auftrag, alle Rittergüter aufzukaufen und zu zerteilen. Man rechnete infolge des lettischen Deutschenhasses und der Zerstörung vieler Güter auf größere Bereitwilligkeit der deutschen Besitzer, zu verkaufen. Die von der Agrarbank zu kaufenden Güter sollten aus der Steuerrolle des Landtags ausgeschieden werden, sie sollten zur Unterhaltung der evangelischen Landeskirche nicht mehr heran-

Reiſender Gutsbeſitzer in Kurland

Ein kuriſches Paſtorat (in Kandau)

Deutſches Koloniſtenhaus bei Goldingen

Deutſche Koloniſtenſchule Planetzen bei Goldingen

gezogen werden können. Nach und nach sollten so Tausende angesiedelter russischer Bauern einen russischen Wall gegen Deutschland in die ehemals deutschen Ostseeprovinzen vorschieben. Man rechnete mit Einschluß der Familien auf etwa 300000 „echt russischer" Kolonisten. Die Erfahrungen mit den Soldatenkolonisten sollten dabei als Maßstab dienen — diese Herren Kolonisten, Letten und frühere russische Soldaten, waren mit die Hauptschreier der Revolution gewesen —, den Bauern nicht zu wenig Land und nur unter bestimmten Kautelen zu überantworten.

Dieser russische Plan scheiterte zunächst daran, daß die erwartete Schwächung des Deutschtums ausblieb, daß im Gegenteil ein Zusammenschluß aller deutschen Elemente erfolgte, denen die nunmehr wieder deutsche Schule den stärksten Rückhalt gab. Und er scheiterte daran, daß die Lust zu verkaufen bei den Rittergutsbesitzern, die nun erst recht auf ihrer Scholle auszuhalten entschlossen waren, durchaus nicht größer wurde. Bestand aber einmal der Wunsch, den Besitz loszuschlagen aus irgendwelchem Grunde, so erschien jene kleine Gruppe baltischer Besitzer und schnappte der Agrarbank den Bissen vor der Nase weg. Der Ansiedelungsplan reifte in den Jahren 1906 und 1907, und von 1908 bis 1912 wurde in 30 Fällen die Agrarbank geschlagen, und es wurden mit den 30 Rittergütern 160000 Morgen angekauft. Dadurch stiegen an sich schon die Güterpreise, und eine etwa bestehende Verkaufslust der Besitzer wurde zurückgedämmt. Es wurden in dieser Zeit eine große Anzahl deutscher Bauernfamilien, insgesamt wohl etwa 20000 Menschen, in Kurland und Livland angesiedelt. Die Seele des ganzen Gedankens waren die im Goldingenschen Kreis ansässigen Brüder Brödrich, und es traf sich sehr gut, daß der eine während der Revolution durch seine Energie der russischen Regierung große Dienste geleistet hatte und von ihr aufgefordert worden war, die Stelle eines Kreispolizeichefs in Goldingen zu übernehmen. Er hatte sie fünf Jahre inne und konnte in dieser Zeit den deutschen Kolonisationsgedanken auch amtlich fördern.

Die Brüder reiſten nun perſönlich in die deutſchen Koloniſtengebiete in Polen und nach Wolhynien, um die Bauern zu bereden, nach Kurland zu kommen. Auch ihre Agenten arbeiteten an dieſem Ziele, deſſen Erreichung durchaus nicht leicht war. Zwar ging es den Leuten da unten zum Teil ſchon damals nicht ſehr gut — die ruſſiſche Regierung verfolgte ſie mit allen zuläſſigen Mitteln, weil ihr Wohlſtand das Elend der ruſſiſchen Bauern nur um ſo kraſſer hervorhob —, aber die Leute hingen doch an der Scholle, und ſie wollten vor allem aus Rußland nicht weggehen, um wiederum in Rußland ſich anſiedeln zu ſollen. Erſt als ihre Abgeſandten und Kundſchafter nach Kurland kamen, als ſie Rechts- und Grundbuchfragen ſtudiert hatten und Bodenbeſchaffenheit und Land kennen gelernt hatten, entſchloß ſich ein kleiner Teil zur Auswanderung und zog dann allmählich immer mehr Verwandte und Bekannte nach. Es iſt klar, daß zu allererſt das Menſchenmaterial nicht durchweg hervorragend war, die Beſten waren es nicht, die in Wolhynien die Scholle wieder aufgeben wollten. Die Beſſeren waren ſogar froh, manche Elemente loszuwerden, und lobten ſie auch weg. Aber das änderte ſich ſehr bald, und man darf im ganzen ſagen, daß man mit dem Menſchenmaterial durchaus zufrieden ſein kann. Etwa 13000 Deutſche mögen in Kurland, etwa 7000 in Livland ſo angeſiedelt worden ſein.

Der techniſche Vorgang war der: Man kaufte ein Gut, ohne Inventar, und ſchied zunächſt ein beſtimmtes Gebiet mit dem Gutsgebäude ſelbſt als Reſtgut aus. Das blieb Rittergut mit dem Stimmrecht für den Landtag und mit der alten Laſt des früheren Gutes für die „Landesbewilligungen“. Die Belaſtung des nunmehr kleinen Gutes war nun erheblich höher als die für das einſtmals viel größere Gut, das wurde aber durch billigeren Verkaufspreis ausgeglichen. Das nun aufzuteilende Gelände ſchied man in ſofort benutzbares Acker-, Wieſen- und Weidenland und in Wald, der auf gutem Ackerboden ſtand. Dieſen Wald holzte man vollkommen ab und gewann aus dem Holzverkauf wiederum

einen Teil des Ankaufsgeldes zurück. Die entholzte Fläche wurde in Lose von 40 bis 100 Morgen geteilt, wobei der Durchschnitt auf 60 Morgen gestellt wurde, und zum Preise von etwa 15 Rubel für den Morgen verkauft. Der Preis eines Durchschnittsbesitzes betrug also $60 \times 15 = 900$ Rubel. 100 bis 300 Rubel zahlten die Kolonisten an, das übrige wurde ihnen vom kurländischen Kreditverein als Kredit mit Eintragung einer ersten Hypothek eingeräumt. Die ersten fünf Jahre saßen die Kolonisten hier zinsfrei gegen die Verpflichtung der vollkommenen Rodung ihres Besitzes. Später sollten sie 5 % Zinsen bezahlen, worin die Amortisationsquote zur Tilgung der gesamten Restschuld innerhalb 40 Jahre einbegriffen war. Bei Weiterverkauf wurde die Restschuld sofort fällig. Der frische Waldboden lieferte nun zunächst reichen Graswuchs für Pferde und Kühe und brachte genügend Kartoffeln hervor. Im Herbste war schon ein Stückchen zur Roggeneinsaat frei. Im Winter brachte die Verdingung zur Waldarbeit guten Verdienst. Die Kolonisten wohnten in Hütten und Erdlöchern, aber sie hatten zum Teil diese Arbeit schon ein oder mehrere Male in Rußland getan und kannten sich aus. Ihre stärkste Waffe war der Kinderreichtum. Mit dem Hebebaum wurden die Erdwurzeln beseitigt, und die ganze Familie half nach ihren besten Kräften. In fünf Jahren war die ganze Fläche sauber gerodet und hübsch bebaut, es standen mehrere Kühe und Pferde und genügend Kleinvieh im Stall. Das Hauptkapital der Leute war Fleiß, Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Sparsamkeit. In einer nicht geringen Zahl von Fällen konnte nach fünf Jahren schon der Gesamtkaufpreis entrichtet werden. Die Bauern verkauften an neu ankommende deutsche Kolonisten mit schönem Gewinn das Besitztum und ließen sich ein neues Rodeland anweisen. Die Arbeit war anstrengend und kräfteraubend, aber sehr lohnend, und das kleine ersparte Kapital konnte sofort nutzbringend angelegt werden und förderte die neue Rodung. Das Waldroden war eine Spezialität geworden. Für 15 Rubel hatte man den Morgen gekauft, 70 bis 100 Rubel bekam man nun dafür.

Der beſſere und ſofort betriebsfertige Boden, Acker, Wieſen und Weiden des einſtigen großen Gutes wurde an kapitalkräftigere Koloniſten verkauft. Er wurde in Einzelhöfe von 40 bis 400 Morgen zerlegt, wobei der Durchſchnitt etwa 100 Morgen beträgt, und zum Preiſe von 300 Rubel für den Morgen losgeſchlagen. Dabei war für gut geſchloſſene Hoflage Fürſorge getroffen und nur ein Stückchen Wald zum eigenen Hofgebrauch vorgeſehen. Die Verteilung war, nach ſtatiſtiſchen Angaben von Silvio Brödrich, etwa zwei Fünftel Acker und Wieſe und drei Fünftel unkultivierter Wieſe, Weide und Buſch. 30 bis 40% des Kaufpreiſes wurde angezahlt. Der kurländiſche Kreditverein, der das angekaufte Gut früher beliehen hatte, teilte nun ſein Darlehen und belieh dem neuen Koloniſten ſeinen Teilbeſitz mit 35% erſter Hypothek. In den 4,5% Zinſen ſteckte ½% für Amortiſation, der Reſt der Kaufſumme wurde 5%ig als zweite, 45 Jahre unkündbare Hypothek gegeben.

Das iſt ungefähr das Schema der deutſchen Koloniſtenanſiedelungen, die ſich als ein feſt geſchloſſener Schutzring um Goldingen herumlegen, und die ich unter Führung des früheren Kreispolizeichefs und heutigen deutſchen Kreishauptmanns Karl Robert Brödrich beſuchen konnte. Es iſt ein hübſches, freundliches und fruchtbares Land, und die Koloniſtenhäuſer liegen ſehr maleriſch auf kleinen Anhöhen und in geſchützten Taleinſchnitten. Man darf ſich nicht etwa ſchöne große Neubauten darunter vorſtellen. Da war eine alte Scheune, die als Wohnhaus raſch ausgebaut worden iſt, dort war es ein früherer Gutsſtall, an anderer Stelle wiederum ein Gutsvorwerk. Die Koloniſten hatten ja zunächſt wenig Kapital mehr und richteten ſich ein, wo es eben ging. Jedes Jahr wurde ein wenig verbeſſert und ausgebaut, jedes Jahr wurde es ein wenig deutſcher und gemütlicher. Im einen Haus treffen wir in der Nebenſtube einen alten, irgendwo billig gekauften Flügel, und die Tochter ſpielt darauf. Im anderen ſteht ein Harmonium. Die Koloniſten in Planetzen haben ſogar ihren Poſaunenchor, der in der Kirche beim Feſt-

gottesdienſt mitwirkt. Sie liegen im übrigen zu weit auseinander und haben in dieſen erſten Einrichtungsjahren zu viel zu tun, um ſo recht der Geſelligkeit pflegen zu können. Man kommt bei der Kirche zuſammen, man beſucht ſich wohl auch hinterher, aber man lebt der Arbeit und dem Ausbau des Gutsweſens. Da iſt eine Mauer baufällig, dort iſt ein Schindeldach zu flicken. Es gibt überall Arbeit, man darf nirgends ſtille ſtehen. Auch die Kinder arbeiten ſchon fleißig mit. Hier in Planetzen iſt übrigens auch das fideikommiſſariſch gebundene und als Reſtgut gebliebene Rittergut koloniſatoriſch verwertet. Die Koloniſten ſind als Gutsangeſtellte, als Revierförſter, als Knechte und Forſtarbeiter eingetragen und haben gemeinſam das Reſtgut auf 40 Jahre gepachtet. Im einſtigen kleinen Gutshaus befindet ſich nun die Koloniſtenſchule.

Dieſe Schule iſt eine Erquickung, ſie iſt das ſtärkſte Zeichen der deutſchen Kraft und die ſicherſte Bürgſchaft. Bei allen Koloniſten hört man: „Die Kinder müſſen ja doch gut geſchult werden!“ So etwas fehlte in Wolhynien. Das deutſche Wort, das deutſche Volkslied, hier ſchallen ſie aus friſchem Kindermunde doppelt verheißungsvoll. Es iſt ein richtiger derber Bauernlehrer da, der die Kinder verſteht und der ſicherlich auch die rauhen Väter zu behandeln verſtehen wird. Er bezieht Gehalt und auch Naturaliendeputate von den einzelnen Koloniſten. Es gibt vorläufig nur eine einzige Klaſſe, aber es iſt ja auch nur erſt ein Anfang!

Die deutſchen Koloniſten fühlen ſich hier wohl und geborgen. Sie ſehen, daß man zu etwas kommt, und ſie fühlen ihre kulturelle Überlegenheit über die umwohnenden Letten. Sie ſind ſtolz auf den Kinderſegen, der nicht ſelten 8 und 12 oder gar 14 Kinder beträgt. Das wächſt als Arbeitskraft heran. Gar nicht ſelten wird ein umwohnender lettiſcher Bauer ausgekauft, und wollte er nach dem Grunde fragen, ſo wäre es ſeine eigene Kinderſcheu und Stadtſucht und des deutſchen Bauern landfeſte Kinderfreudigkeit.

Kernige Württemberger ſprechen wir da in ihren Häuſern, und ſie haben in der Generation polniſcher oder wolhyniſcher Wirtſchaft nicht einmal das Schwäbeln verlernt. Mit den Letten kommen ſie ſonſt nicht ſchlecht aus, ohne daß ſie ſonderlich viel Vergnügen an dem Verkehr bezeigten. Die Letten zieht es unwiderſtehlich nach Riga, und deshalb verkaufen ſie gern! Der Deutſche bleibt gern, wo er einmal iſt. Auch das Weggehen von der früheren Heimat war gar nicht ſo leicht. Es gibt ein Sprichwort unter ihnen: „Viel rutſchen macht blöde Knie“. Aber nun iſt man hier und hat ſich eingelebt. Man hat den Sturm der ruſſiſchen Wut über ſich ergehen laſſen und hat es getragen, daß die Ruſſen das Vieh ohne Scheine mit ſich zogen. Man arbeitet unverdroſſen weiter. Nur die eine bange Frage beſchäftigt ſie an langen Winterabenden: „Wie wird es werden? Wenn die Ruſſen zurückkommen, müſſen wir alle weg“, das iſt ihre innere Überzeugung, die ja auch in den kuriſchen Balten ganz feſt wurzelt. Was wird werden, werden die Deutſchen dableiben? Der eine lächelt merkwürdig klug, er weiß ſogar, daß das Erörtern der Kriegsziele in Deutſchland verboten iſt. „Man muß ſie ja gar nicht erörtern,“ ſagt er, „man muß ſie nur haben.“

Die deutſchen Koloniſten in Kurland haben ſehr ſchnell gemerkt, daß man ſie nicht nur um ihrer ſchönen deutſchen Augen willen hierher gerufen hat. Sie haben ſich in die Rolle der Verteidiger altdeutſchen Bodens gern und willig gefügt. Sie haben ſich langſam zu einer deutſchen Hilfsmacht für das kurländiſch-baltiſche Deutſchtum entwickelt. Die deutſche Koloniſation Kurlands iſt, wenn man nach Anfängen urteilen darf, die doch nur ſieben oder acht Jahre alt ſind, durchaus gelungen. Kurland iſt groß, und ich habe an anderer Stelle ſchon erwähnt, daß man, abgeſehen von den Staatsdomänen, die Gutswirtſchaften ruhig um ein volles Drittel ihres Bodens verkleinern könnte, ohne ſogar auf Widerſtand der zu entſchädigenden Beſitzer zu ſtoßen ...

5. Verwaltung Kurland

Goldingen, Anfang Dezember.

Die deutſche, rein militäriſch organiſierte und zunächſt der Etappeninſpektion einer Armee, fernerhin dann dem Oberbefehlshaber Oſt unterſtellte Verwaltung für das von uns bis auf den verſchwindend kleinen Zipfel bei Dünaburg beſetzte Kurland iſt Mitte Auguſt ins Leben getreten, und ſie hat ſich zunächſt in der Weiſe erfreulich entwickelt, daß ſie ihren etwas langatmigen Titel kurzweg in „Verwaltung Kurland“ knapp und doch ausreichend und klar verkürzte. Sie hat es vielleicht inſofern etwas leichter gehabt als andere Verwaltungen in okkupierten Ländern, als der Grundcharakter Kurlands, wie ſchon mehrfach erwähnt, durchweg deutſch war und ein durch zäh erhaltene Reſte einer ehemals ſtarken Selbſtverwaltung geſchultes Menſchenmaterial in den Städten wie auf den Gütern zur Verfügung ſtand. Das bedurfte nur der Anregung und Oberleitung und beſaß guten Willen genug, um der Verwaltung ihr Hauptziel nach Kräften zu erleichtern: nämlich dem Land, ſeinen Menſchen und ſeinem Wirtſchaftsleben möglichſt raſch und geſund über die Schädigungen des Krieges hinwegzuhelfen.

Zur Ruſſenzeit war Kurland in zehn Kreiſe eingeteilt, von denen Friedrichſtadt, Goldingen, Windau und Talſen die größten, Bauske und Grobin die kleinſten waren, und die übrigen, Doblen, Tuckum, Haſenpot und Illuxt, mit etwa 2300 Quadratkilometern Größe in der Mitte lagen. Die ruſſiſche Verwaltung jedes Kreiſes beſtand aus einem Kreispolizeichef, nur Doblen und Bauske ſowie Grobin und Haſenpot bildeten zuſammen je einen Polizeikreis, deſſen „älteren“ und „jüngeren“, d. h. oberen und unteren, Gehilfen ſowie dem nötigen Unterperſonal. Daneben gab es in Mitau, Libau und Podangen ſelbſtändige Stadtpolizeiverwaltungen. Jeder Kreis hatte einen Bauernkommiſſar für alle Bauernangelegenheiten. Neben dieſer ruſſiſchen Organiſation gab es die ſchon an anderer Stelle erwähnten, von jedem Kreiſe

gewählten Kreismarſchälle. Die Gerichtsorganiſation beſtand aus zwei ſelbſtändigen Bezirksgerichten für Kriminal- und Zivilſachen in Mitau und Libau, denen je fünf Kreiſe unterſtanden. Den politiſchen Kreiſen entſprachen die Unterſuchungsrichterbezirke, von denen jeder wieder in Diſtrikte geteilt war. Dann gab es fünf Friedensgerichte, von denen jedes mit beſonderer Diſtriktseinteilung zwei Kreiſe verſah. Endlich beſtand in jedem Kreis ein Bauerngericht.

An dieſe alte ruſſiſche Einteilung der Kreiſe knüpfte die deutſche Verwaltung eng an. Die Stadtbezirke Libau und Mitau ſcheiden aus der allgemeinen Einteilung als ſelbſtändige Verwaltungsgebiete aus. In dreien von den Kreiſen, Illuxt, Bauske und Friedrichſtadt, beſtand ja noch die Kampffront, ſie mußten alſo für eine Zivilverwaltung vorderhand ausſcheiden. In Bauske aber hat z. B. die militäriſche Etappenverwaltung ſchon ganz im Sinne und im Einklang mit der übrigen kurländiſchen Zivilverwaltung vorgearbeitet, ſo daß auch dieſe noch ausſtehenden Kreiſe bald ohne Schwierigkeiten in das beſtehende Zivilverwaltungsnetz aufgenommen werden können. Die deutſche Verwaltung nahm ihren Sitz in Mitau, an ihre Spitze trat der bisherige Verwaltungschef für Litauen, der bekannte Parlamentarier und frühere Landrat v. G., deſſen Verwaltungstalent und vermittelnd liebenswürdiger Perſönlichkeit der raſche und reibungsloſe Ausbau der Verwaltung in hohem Maße zu danken iſt. Die Zentralverwaltung beſitzt fach- und landeskundige Referenten für Schul- und Gerichtsweſen, Landwirtſchaft und Forſten uſw. An der Spitze eines Kreiſes ſteht der Kreishauptmann, der ungefähr einem preußiſchen Landrat entſpricht, nur daß ſein Bezirk gewöhnlich dreimal größer iſt als der ſeines preußiſchen Kollegen. Dieſer Größe und Ausdehnung ſeines Bezirks verdankt jeder Kreishauptmann aber auch einen Kraftwagen! Dem Kreishauptmann zur Seite ſteht ein Wirtſchaftsoffizier, der nötigenfalls durch Berufung von ſechs landeskundigen Leuten unterſtützt wird, und ein Friedens-

richter, der teils aequo bono, teils nach ruſſiſchem Rechte urteilt und in den meiſten Fällen wohl ein ausgleichender und helfender Berater der Bevölkerung iſt. Da man zu dieſem Amte der lettiſchen Sprache kundige baltiſche Deutſche berufen und verpflichtet hat, iſt gerade dieſe Stelle der Verwaltung wohl die am meiſten beſchäftigte. Zum Kreisamt gehören ferner die nötigen Sekretäre, Kaſſenführer und Schreiber. Die Kreisämter waren in den ja zumeiſt deutſchen Charakter tragenden Landſtädtchen ſehr ſchön unterzubringen, ſie tragen jedenfalls nirgendwo einen fremdartigen oder nach „Aufgezwungen" ausſehenden Charakter.

Die wichtigſte Frage der neuen Verwaltung Kurland war die der Bevölkerung und der Menſchen. Die letzte ruſſiſche — echt ruſſiſche! — Volkszählung ergab für Kurland 674000 Bewohner, das entſpricht einer Bevölkerungsdichtigkeit von 26 Menſchen auf den Quadratkilometer. Bei uns in Deutſchland iſt dieſe Zahl 127! Eine Zählung und genaue Regiſtrierung der geſamten Bevölkerung am 30. September dieſes Jahres ergab die Anweſenheit von nur 230000 Menſchen. Das Verſchwinden der ruſſiſchen Beamten- und Militärſchicht, die Zwangsaustreibung der Juden, die ja nur in dem von uns überraſchend genommenen Libau noch anweſend ſind, und der befohlene und aus Angſt gern vollzogene Abzug der weitaus meiſten Letten hat das Sinken der Volkszahl verurſucht. Immerhin mehrt ſich die Bevölkerungszahl der Kreiſe langſam. Namentlich war das der Fall, ehe man die Küſtenſtriche der Spionagegefahr halber völlig evakuieren mußte. Die zurückkommenden Letten, von denen ich einige geſprochen habe, berichteten von den entſetzlichen Qualen der aus ihrer Heimat Vertriebenen im jetzigen ruſſiſchen Flüchtlingselend. Die Auswanderung der Letten hat die heutige deutſche Verwaltung allerdings auch inſofern erleichtert, als die ganze ſogenannte lettiſche „Intelligenz", die vollkommen unter ruſſiſchem Einfluſſe ſtand und die das Verhetzungswerk weſentlich getragen hat, nun geflohen iſt und hoffentlich auch nicht wiederkehrt. Die lettiſchen Bauern ſelbſt fühlen ſich ordentlich befreit von dieſen Elementen,

und lettiſche Führer verſicherten mir, daß man keinerlei Sehnſucht nach dieſen Leuten habe. Es iſt nicht unwichtig, darauf hinzuweiſen, daß die deutſche Verwaltung mit den Letten keine ſchlechten Erfahrungen macht. Jeder Kreishauptmann teilt ſeine Bezirke in eine Anzahl Amtsbezirke mit Amtsvorſtehern. Das ſind zum größten Teil Gutsbeſitzer, durchweg Deutſche. In der Stellung der Gemeindeälteſten und Gemeindevorſteher finden wir dagegen zumeiſt Letten. Die bisherige Erfahrung mit ihnen iſt im ganzen recht gut. Sie gewöhnen ſich raſch an Zucht und Ordnung, ſie fühlen inſtinktiv die Gerechtigkeit der deutſchen Verwaltung und bringen ihr Vertrauen entgegen. Heute verhaftet der lettiſche Gemeindeälteſte, was früher nie denkbar geweſen wäre, ſchon ſeelenruhig ſeinen irgendeines Vergehens beſchuldigten Volksgenoſſen und führt ihn dem Kreishauptmann vor. Das Mißtrauen der zurückgebliebenen lettiſchen Bauern, die ja die materiellſten Opportuniſten ſind, die man ſich nur denken kann, war anfangs gegen die Deutſchen ziemlich rege, als das Heer gegen Scheine requirierte. Nachdem aber nun dieſe Scheine gegen bar eingelöſt wurden und von der Verwaltung jetzt überhaupt nur noch gegen bar eingekauft wird, iſt das Mißtrauen durchaus geſchwunden.

Die im Auguſt einſetzende deutſche Verwaltung hatte als erſte große Wirtſchaftsaufgabe die der Hereinbringung der Ernte. Es ſtand eine prächtige Ernte auf dem Felde, und es fehlten nur die Menſchen, ſie zu bergen. Das kämpfende Heer tat ſein Möglichſtes und erntete ſelbſt, was es für ſich in den nächſten Monaten verbrauchen zu können vorausſah. Die Wirtſchaftsoffiziere ſetzten in verlaſſene Güter und Höfe Mannſchaften und Unteroffiziere als Verwalter aus Armierungsbataillonen ein, die ihnen zu Erntezwecken zur Verfügung geſtellt wurden. Erwähnenswert iſt hier ein durchaus gelungener und erfreulicher Verſuch mit einer Armierungskompagnie, die ganz aus verwundeten und noch nicht wieder völlig felddienſttauglichen Soldaten beſtand. Es iſt nicht geglückt, die ganze Ernte hereinzubringen, nament-

lich, da man bei der Nähe der Kampffront ruſſiſche Gefangene in größerem Maßſtabe nicht verwenden konnte. Zudem wurden die über das ganze Land verteilten Erntekommandos durch den naſſen September und Oktober behindert. Aber ich ſelbſt habe geſehen, daß man noch Ende November gefrorenen Hafer und Gerſte mähte und hereinbrachte und ſofort in die auf den meiſten Gütern vorhandene Holz- oder mechaniſche Darre zum Auftrocknen warf. Das Korn hatte nur ganz wenig gekeimt, es war nicht mehr vollwertig, aber noch durchaus zu gebrauchen. Noch Anfang Dezember wurde in dieſer Weiſe in Kurland flott gearbeitet. Natürlich fehlte es nach den erſt ruſſiſchen und dann deutſchen Truppenrequiſitionen auch an Pferden und Vieh, und die Beſtände konnten nur ſpärlich ergänzt werden. Eine Viehergänzung und Auffüllung iſt aber wünſchenswert und möglich, weil zur Durchfütterung von Magervieh trotz allen Truppenverbrauchs Futter in Kurland zur Genüge verfügbar iſt. Verſuche mit deutſchem „Penſionsvieh" ſind ſchon im Gange.

Einigermaßen ſchwer iſt die Verteilung der vorhandenen Lebensmittel auf die Geſamtbevölkerung, z. B. die regelmäßige Zufuhr nach den Städten Mitau und namentlich nach dem größeren Libau, die Abgrenzung der Bedürfniſſe für unſer Heer und die Zivilbevölkerung, vor allem für die Zukunft, und die Einfuhr von Kolonialwaren. Daß es in dem von uns beſetzten Gebiete fleiſchloſe Tage und Brotkarten genau wie in Deutſchland gibt, ſei nur nebenbei erwähnt. Soweit es irgend ging, ſind die Felder beſtellt worden, zuerſt natürlich dort, wo die anweſenden Rittergutsbeſitzer aus eigenſtem Intereſſe hinterher waren.

Für Handel und Induſtrie kann bei dem Stilliegen der Häfen zunächſt wenig geſchehen. Einige der Libauer Fabriken arbeiten wieder und haben auch guten Abſatz. Der Haupthandel Libaus und Windaus beſtand ja in der Ausfuhr von Getreide und Butter ſowie von Holz. Zur Bewirtſchaftung der Forſten in Kurland ſind nun zwar fünf Forſtinſpektionen geſchaffen wor-

den, deren jeder wiederum fünf Forsteien unterstehen, aber es ist eine schwer zu lösende Frage, wie der Holzreichtum des Landes während der Kriegszeit nutzbar zu verwerten sein soll. Das hat ja große Bedeutung für den Geldumlauf und die Steuerkraft des Landes. Vorläufig ist das Steuerwesen noch nicht grundsätzlich geregelt. Man arbeitet in den verschiedenen Kreisen hier verschieden und versucht es erst einmal mit der Weitererhebung von lokalen Steuern und Abgaben. Der Bargeldmangel wird durch die Ausgabe von städtischem Papiergeld mit Zwangskurs ausgeglichen. Allmählich wird man auf diesen Gebieten zu einheitlichen Normen und zur Erschließung neuer Steuerquellen für das Land gelangen müssen.

Einer besonderen Pflege bedürfen in Kurland jetzt die Wege, die früher nach altem Gewohnheitsrechte von den Bauern ausgebessert worden sind, denen die Gutsbezirke den Grand, den Kiessand, zur Anfahrt zu stellen hatten. Jetzt haben natürlich alle Rechte und Wegelasten aufzuhören, und nach Anordnung der Kreishauptleute ist zur Kiesanfuhr und Wegeausbesserung jedermann verpflichtet, der nur Gespanne aufbringen kann. Auch das behagt den Letten nicht sonderlich, es ist für sie nur einigermaßen tröstlich, daß jetzt auch Leute Grand fahren müssen, die früher keine Wegelast hatten!

Die Verwaltung Kurland wäre nicht deutsch, wenn sie sich nicht sofort auch um das Schulwesen energisch gekümmert hätte. Da tauchte alsbald die Streitfrage auf, ob in den Schulen des flachen Landes eine Schule mit lettischer Unterrichtssprache und nur deutschem Lehrfach oder sofort eine deutsche Schule mit nur deutscher Unterrichtssprache und lettischem Lehrfach einzuführen sei. Die Frage ist erfreulicherweise nicht im Sinne einer Zwangsgermanisierung entschieden worden, sondern im liberalen Sinne der ehemals deutschen Pastoren, die zur Zeit, als das Lettentum germanisiert werden wollte und sich uns anbot, es aus idealen Gründen ablehnten, einem Volke seine Sprache rauben zu wollen. Die Russifizierung der lettischen Schulen durch

die mit ruſſiſcher Unterrichtsſprache ausgeſtatteten ſogenannten Miniſterſchulen war ja gerade der Grund zu der zunehmenden Unbildung des Volkes. Das Ruſſiſche als Lehrfach bleibt auf den höheren Schulen in Libau, Mitau und Goldingen, im übrigen fällt es natürlich während der Zeit der deutſchen Beſetzung weg. In den Elementarſchulen herrſcht, ſoweit ſie nicht rein deutſch ſind, wie bei den Koloniſtengemeinden und teilweiſe in den Städten, wo man deutſche und lettiſche Elementarſchulen trennt, durchweg das Lettiſche als Unterrichtsſprache, und es wird daneben obligatoriſch das Deutſche als Lehrfach eingeführt. Auf dieſe Weiſe wird nirgendwo ein Deutſcher gezwungen, Lettiſch zu lernen, aber es lernt jedes lettiſche Kind allmählich auch Deutſch ſprechen. Übereinſtimmend wurde mir in den Schulen verſichert, daß es die Kinder gern und bei ihrer natürlichen Begabung raſch und gut lernen. Es iſt ja ganz erſtaunlich und auch für die kurländiſchen Balten erſtaunlich, wie plötzlich ſeit der deutſchen Beſetzung auch die lettiſchen Bauern auf einmal alle Deutſch ſprechen können, was ſie früher zur Zeit der Ruſſenherrſchaft und der Verhetzung nie gezeigt hatten! Die Hauptſchwierigkeiten auf dem Gebiete des Schulweſens liegen vorläufig freilich in dem Mangel an geeigneten Lehrern, die Lettiſch und Deutſch verſtehen. Da aber Paſtoren und Gutsbeſitzersfrauen auf dem Lande ſich ſelbſtlos zur Verfügung ſtellen, und da auch die Städte durch jetzt beſchäftigungslos gewordene gebildete Elemente manchen Zuwachs liefern, nimmt die Eröffnung von Schulen einen erfreulichen Fortgang.

Daß in Mitau und Libau, hier täglich, dort dreimal wöchentlich, deutſche Zeitungen erſcheinen und in Libau auch eine Zeitung in lettiſcher Sprache herauskommt, vervollſtändigt das Bild.

Die Verwaltung Kurland ſtützt ſich auf ein Minimum an Landgendarmen und an Polizei. Aber ſie erringt ſichtbare Erfolge durch unparteiiſche Gerechtigkeit und ſtraffe Ordnung. Das iſt ein Zeugnis, das ich ihr von lettiſchen Führern ausſtellen hörte.

Bücher zur Politik und Zeitgeschichte

Nach dem Urteil **Paul Rohrbachs** im „Größeren Deutschland“ gehört unter unseren politischen Gegenwartsschriften

in die allererste Reihe:

Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart

Von

J. J. Ruedorffer

5. Tausend. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.50

„Ich stieß auf herzerfrischende Gedanken, die nur einem geistvollen Beobachter aus der Erfahrung der praktischen Politik herausgewachsen sein konnten. Und endlich stieg ruhig und leuchtkräftig die idealste Weltanschauung empor, die den geräumigen Bau der weltpolitischen Betrachtungen fest und sicher trägt.“ (Kölnische Zeitung.)

In Hunderttausenden von Exemplaren

in der Nation verbreitet zu werden verdient nach dem Urteil von George Cleinow in den „Grenzboten“

Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II.

Von

Wilhelm von Massow

Geheftet M 5.50, gebunden M 7.—

„Das Buch gibt uns eine treffliche Orientierung über die letzten 25 Jahre unserer inneren Geschichte. Der Verfasser hat immer die großen Grund- und Richtlinien, in denen die Entwicklung verlief, aufgefunden und hervorgehoben.“ (Die Post, Berlin.)

Beide Bände gehören dem Sammelunternehmen

Das Weltbild der Gegenwart

Herausgegeben von **Karl Lamprecht** und **Hans F. Helmolt**

an, das in 20 Bänden zum Subskriptionspreis von M 6.— pro Band erscheint. Die Bände sind auch einzeln zu verschiedenen, dem Umfang der Bände entsprechenden Preisen zu beziehen. Ausführlicher Prospekt hierüber kostenlos durch jede Buchhandlung oder auch durch die

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Rußlands Orientpolitik
in den letzten zwei Jahrhunderten

Von

Hans Uebersberger

1. Band. Geheftet M 7.—, in Halbfranzband M 9.—

„Der erſte Teil umfaßt die Zeit von Peter dem Großen bis zu Katharina der Großen. Das iſt die Periode, in der Rußland ſich mit dem Orientproblem zu befaſſen beginnt, bis zur Zeit, wo der Gedanke an eine Beſitzergreifung Konſtantinopels in der Kaiſerin Katharina II. ſo feſte Geſtalt gewinnt, daß ſie ihren Großſohn auf den bezeichnenden Namen Konſtantin taufen läßt. Niemand, der ſich für die Entwicklung der Orientfrage intereſſiert, wird an dieſem objektiven und gut orientierenden Werke vorübergehen können." (Die Hilfe, Berlin.)

Die Balkanpolitik Öſterreich-Ungarns ſeit 1866

Von

Theodor von Sosnosky

2 Bände. Geheftet M 14.—, gebunden M 17.—

„Das Buch iſt außerordentlich zeitgemäß. Sosnosky gibt in dieſem Werke nicht nur eine überſichtliche und zuſammenhängende Darſtellung des Anteils, den das Habsburgerreich an der orientaliſchen Frage genommen hat, ſondern er unterſtützt das Verſtändnis für dieſe Phaſe der öſterreichiſchen Orientpolitik noch durch einen Überblick über die Geſamtheit der Ereigniſſe, die ſich im nahen Orient ſeit den Tagen der Mohacſer Schlacht im Jahre 1526 bis zu der jüngſten Umwälzung auf dem Balkan zugetragen haben. So bietet das Werk für Militärs und Kriegshiſtoriker nicht minder reiches Quellenmaterial wie für den Politiker und Geſchichtsforſcher; aber über dieſe Berufskreiſe hinaus iſt es eine belehrende Lektüre für jeden Geſchichtsfreund." (Augsburger Poſtzeitung.)

M42347 D550 W4

Wertheimer, F
Kurland und die DUna-front

M42347 D 550 W4

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY